



Berlin, den 10. September 1898.

Die Teufelsinsel.

Zwei Swells gingen vorüber. Zwei gelbe Paletots, zwei Paar Lack-
schuhe, zwei Cylinder, zwei Tuberosen. „Diskonto 203 $\frac{1}{4}$ “, sagte
der Eine; „Hansemanns Rede hat die Tendenz verflaut. Wie? Nein,
die Friedensgeschichte wird nicht mehr ernst genommen, wirkt, wie ich
von Rothsteins hiesigen Freunden höre, nicht mal auf die petersburger
Stimmung. Paris kommt natürlich fast immer matt; kein Wunder bei
der politischen Riesenspleite.“ Sie waren an der Bar stehen geblieben, hatten
mit Kennermiene einen Meukow geschlürft und grinsten einander nun aus
munteren Neugier an: „Vive Zola!“ Die Barmaid mit dem butterblond
gefährdeten Haar lächelte in rührender Bärtlichkeit. „Picquart soll doch
sogar geweint haben! Aber los: Das ist die Nummer der Tortajada.“
Mir hatte die fette Spanierin, eine volksthümlich billige Otero, nicht
viel mitzutheilen. Draußen, in den Vorräumen, wars interessanter.
Da hockten die gepuzten Guldbinnen, die keinen Sitzplatz bekommen haben,
in Gruppen zusammen, plaudern über die Ernte der letzten Nacht und
harren ungeduldig des milden Mannes, der sich ihres Durstes erbarmt.
Eben war einer, in Radfahrerhosen, erschienen, hatte sich bis zu Porter auf-
geschwungen und das Stimmengeschwirr drang durch den Cigarettenqualm bis
zu mir hinüber. Halensee, Willy Arend, Bourillon, überhaupt die Fran-
zosen: Drehsus. Solche Schufste seien doch auf der weiten Welt noch nie gesehen
worden — die Musik begleitete mit einer anmuthigen Melodie gerade
französische Duettisten —, und wenn dieser Esterhazy mit seiner Schlampe
Pays erst zu reden anfangen würde . . . Es schien unvermeidlich. Von

früh bis spät, vom Friseurgehilfen bis zum Zahlkellner, der die Abendblätter bringt, immer die selbe Sache, immer die berühmte Revision. Und nun auch noch im Apollo-Theater, in dessen Haremsdunst sonst kein Windhauch ein Echo der Tagesvorgänge weht. Wohin soll der Bedrängte flüchten, wenn selbst diese Brunstbörse vor dem Lärm öffentlicher Meinungen keinen Schutz mehr gewährt? Trotzdem das Programm noch allerlei Herrlichkeiten versah, wollte ich heimwärts wandern. Da kam, in raschen Sägen, Herr Wasserstrahl die Treppe vom unteren Promenoir herauf; ein kleiner Hauffier, großer Coullissenkenner und eifriger Politiker. Er sah strahlender denn je aus; das liebe Gaunergesicht von der Seelust gebräunt, die Augen hell, der pechschwarze Schnurrbart von Daby nach der Hofmode mit scharfen Ecken bis ans Nasenbein hinaufgezogen. Sein Späherblick hatte mich schnell erkannt; er kam auf mich zu und markirte Sprachlosigkeit. Erst nach einer effektvollen Pause fand er die Frage:

„Sie hier? . . . Ach, Sie wollen wohl über die Sache schreiben?“

„Nein. Ich wollte das Treiben hier sehen.“

„So. Sonst hätte ich Ihnen den Direktor vorgestellt. Oder wollen Sie die Tortajada kennen lernen? Ich bin sehr gut mit ihr.“

„Danke. Ich ziehe einen Cognac mit Ihnen vor.“

„Ist mir auch lieber. Nun, was giebt's sonst Neues?“

„Nichts für Sie. Denn Sie wissen ja doch schon Alles.“

„Warum machen Sie Witze mit mir? Ich bin erst seit drei Tagen aus Scheveningen zurück, gerade noch früh genug, um Hochumer leidlich zu kaufen, und weiß gar nichts, auf mein Ehrenwort, außer . . . Ach ja: na, was sagen Sie denn nun zu Dreyfus?“

„Nichts.“

„Das glaube ich: Sie schweigen sich aus. Unter uns, Doktor: mit der Sache sind Sie böse 'reingefallen.“

„Erstens bin ich nicht Doktor. Und zweitens bin ich, wie mir scheint, durchaus nicht 'reingefallen. Profit.“

„ . . . Nu erlauben Sie: ich weiß doch, was Sie geschrieben haben. Alles Schwindel, Syndikat, alle Generale Ehrenmänner, jüdische Mache, militärische Ehre: fertig. Fast so schlimm wie Drumont und Rochefort, — nehmen Sie mir's nicht übel. Das geht doch heute nicht mehr. Die Sache ist jetzt ja sonnenklar, die Revision kommt und der arme Kerl wird mit Pauken und Trompeten freigesprochen.“

„Sind Sie sicher?“

„Was heißt sicher? Wenn ich so sicher wäre, daß Deutsche Bank bis Neujahr wieder auf 212 gehen . . .“

„Und wenn aus der Geschichte ein Krieg entsteht?“

„Krieg? Machen Sie keine Gewaltthaten! Es kriegt sich nicht so leicht. Die Franzosen werden sich hüten, uns mit ihrer Spigbubenarmee anzugreifen; sie würden schön verhauen werden. Aber Sie spaßen natürlich nur. Mit muß ich ja nicht mehr. Nur: Sie wissen, ich liege oben; und der Kurszettel würde am Tage einer Mobilmachung nett aussehen.“

„Sehr nett. Deshalb rathe ich Ihnen, nicht zu laut zu schreien und auch Ihre Pressfreunde zu warnen. Das ewige Schimpfen führt zu nichts Gutem. Verkaufen Sie Ihre Industripapiere, ehe der große Krach kommt, und lassen Sie die Franzosen in ihrem eigenen Fett schmoren. Im Ernst: mir scheint die Lage sehr kritisch, noch ärger als 87.“

„Wirklich?“ Er war doch ein Bißchen unruhig geworden. „Das habe ich hier noch von keinem Menschen gehört.“

„Sie brauchen mir ja nicht zu glauben. Aber vor 70 war auch Alles friedlich gestimmt. Sie sind doch ein Politiker. Also überlegen Sie einmal. Die Franzosen sind an ihrer empfindlichsten Stelle getroffen. Das Heer, ihr Stolz und ihre Hoffnung, kann sich nur in einem siegreichen Kriege von dem furchtbaren Schlag erholen. Noch sind sie mit den Russen befreundet, noch nicht gezwungen worden, den frankfurter Vertrag als Friedensbasis anzuerkennen. Diesen Moment müssen sie um jeden Preis zu vermeiden suchen. Und sie sind überzeugt, daß Rußland nicht ruhig zusehen kann, wenn Frankreich abermals unterliegt. Auf den Dreibund rechnen Sie eben so wenig wie ich; er ist erledigt, lebt nur noch für die Naiven. Oesterreich hat sich gegen Osten den Rücken gedeckt und Italien ist froh, daß es Ruhe hat. Wenn wir nun, wie es leider scheint, wieder mit England zu liebäugeln anfangen, dann werden die Russen mißtrauisch — persönliche Verstimmungen sind ja seit Kiautschou schon vorhanden — und zwischen Petersburg und Paris herrscht sofort wieder die dickste Freundschaft.“

„Sind Sie denn gegen England? Wir sind 96 auf das Telegramm an Krüger flau geworden. Wir sind Debeers lieber als Buren.“

„Ich bin nicht für die Buren, die ein rückständiges, unhaltbares Element sind, und erst recht nicht gegen die Engländer, das politisch reifste und klügste, eben deshalb aber für seine Konsorten gefährlichste Volk. Die Leute machen immer gute Geschäfte, jammern, nach Händlerart, dabei über ihr trauriges Schicksal und hauen, während sie wehklagen, den

Schlauesten übers Ohr. Sie sind noch heute, trotz Gladstones Thorheiten, die kapitalistischen Beherrscher der Welt, haben durch den Sieg im Sudansfeldzug ihr Prestige wieder mächtig gemehrt und werden, auch wenn ihnen täglich von Dummköpfen der Untergang geweissagt wird, nur sehr langsam aus ihren festen Verschanzungen zu drängen sein. Wir aber müssen ihre politische Freundschaft wie der Römer den Schwarzen scheuen. So lange wir Frankreich auf dem Halse haben, sind wir auf ein gutes Verhältniß zu Rußland angewiesen; und für die Moskowiter, denen der Kampf mit England in Asien nicht erspart bleiben kann, sind wir in dem Augenblick, wo wir zu den Briten abschwanken, unsichere Kantonisten. Narwa, Cowes, Kronstadt sind Namen, die der Deutsche nicht vergessen sollte. Kommt jetzt ein Rückfall in die Todsünden des Caprivismus — vielleicht, weil unkluge Politiker und schlechte Monarchisten glauben, auf ihre besondere Weise für einen festlichen Empfang des Kaisers in Kairo sorgen zu müssen —, dann kann die Sache über Nacht recht unangenehm werden. Freundschaftliche Abmachungen mit England hätten nur einen Sinn, wenn der bekannte Krieg mit zwei Fronten nicht länger zu vermeiden wäre, — und nützen würden sie auch dann nicht viel, denn die Briten werden sink ins Boot des Siegers klettern. Durch den ewigen Jubel, der namentlich im deutschen Norden endemisch tobt, dürfen Sie sich nicht beirren lassen; so günstig und bequem, wie sie danach erscheint, ist unsere Situation nicht und nach dem Industriekrach werden Sie andere Töne hören.“

„Das kann noch lange dauern.“

„O ja: bis zur pariser Weltausstellung; länger nicht. Und es kann schon früher kommen. . . Die Ausstellung, sagt man ja auch immer, sichert den Frieden auf jeden Fall. Gewiß: die französischen Kapitalisten möchten bis 1900 gern Ruhe haben. Manchmal aber gehen leidenschaftliche Volkstimmungen über solche Wünsche hinweg; und in Frankreich ist die Entscheidung stets von Minoritäten gekommen. Glauben Sie nicht, daß eine rührige, in der Presse gut bediente Militärpartei heimlich zum Kriege hegt und in Petersburg und Kopenhagen geschickte Verbündete hat? Und halten Sie es für klug, diesen Leuten Waffen zu liefern?“

„Ich bin doch kein Narr! Aber hier handelt es sich um Humanität, Gerechtigkeit und solche Sachen. Ein Justizmord würde mich empören, selbst wenn die Empörung mich meine paar Groschen kosten sollte. Sie sehen ja auch in Frankreich den Umschwung der Tendenz: außer den paar Schreibern ist kein Mensch mehr gegen Dreyfus. Und daß ich, gerade als Jude,

mich darüber freue und den Antisemiten die Blamage gönne, können Sie mir schließlich nicht verdenken.“

„Durchaus nicht. Nur meine ich, daß in Deutschland lebende Juden keine zionistische Sonderpolitik treiben dürfen und daß der Triumph dieser jüdischen Sache für die Juden selbst die allerbösesten Folgen haben wird. Wir wollen doch offen reden: ohne das Geld und die vom Gelde beherrschte Presse wäre es nicht so weit gekommen. Unschuldige Verurtheilte giebt es in allen Ländern und ihre Zahl ist nicht klein: denken Sie an Italien und Ungarn; kein Hahn kräht nach ihnen und Jedem, der sich um die Heimlichkeiten der Landesverrathsprozesse kümmern wollte, würde man überall derb auf die Finger klopfen. Es war wirklich ein Schandtat, — meinetwegen eins mit höchst edler Absicht. Mehr habe ich auch nicht behauptet. Ich habe nie für Herrn Henry geschwärmt, freilich auch nicht für die Herren Reinach und Clemenceau, habe den Generalstabsmajor Esterhazy stets für einen Hallunken gehalten und mir über Schuld oder Unschuld Alfreds Dreyfus nie ein Urtheil gestattet. Nur dem frechen, gefährlichen Schwindel bin ich entgegengetreten; und wenn Sie die Beweise dafür wünschen, daß wir auch in der Presse Fälscher haben, die nicht weniger gewissenlos, nur weniger muthig als Henry sind, stehe ich gern zur Verfügung. Ihr Glaube, in Frankreich sei man allgemein von der Unschuld Ihres Schützlings überzeugt, stammt ja gerade aus solchen gefälschten Berichten. Die jämmerlichen Radikalen sehen in der Revision das einzige Mittel, nach Proben fast beispielloser Unfähigkeit sich eine Weile am Ruder zu halten und für ruhigere Tage ministrables zu bleiben. Das Häuflein der Sozialisten, die Jaures mit seiner dialektischen Kunst gefödert hat, wird sehr bald merken, wie unsinnig es war, sich als Knüppelgarde der Plutokratie einkleiden zu lassen, statt nach beiden Seiten Hiebe auszu-theilen. Von den Antisemiten, deren Macht im Wachsen ist, brauche ich nicht erst zu sprechen. Und die anderen Parteien haben keinen dringenderen Wunsch als den, Dreyfus zum zweiten Male verurtheilt und den Hader endlich beseitigt zu sehen. Prophezeien läßt sich da nichts; aber mit den Preisliedern sollte man doch lieber noch ein Bißchen warten. Einstweilen haben wir mit der Thatsache zu rechnen, daß der General Pellieux, den man von fern für einen ehrlichen und begabten Mann halten muß und der die Prozesakten genau kennt, an der erweislichen Schuld des Verbannten nicht zweifelt und daß der tugendsame Streber Cavaignac geglaubt hat, es könne für seine politische Zukunft nützlich sein, wenn er aus

dem Ministerium scheidet, bevor der Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens gestellt wird. Die Stimmung der Straße ist von einem zum anderen Tage unberechenbar. Das Töpschen kann sehr plötzlich einmal überkochen. Und daß die ganze Wuth sich dann gegen Deutschland kehren wird: daran tragen Ihre Freunde die Schuld. Sie haben Dreyfus nicht genügt und ihrem Vaterlande muthwillig neuen Haß zugezogen. Der Oberstlieutenant Henry hätte sich den Hals durchschnitten, auch wenn wir in gemächlicher Ruhe dem Spektakel zugehört hätten; und um wie viel günstiger wäre dann jetzt unsere Position! Ist es denn gar so schwer, politische Dinge politisch zu behandeln und endlich zu lernen, daß man sich in fremde Händel ungerufen nicht einmischen soll? Ich will annehmen, Dreyfus sei das Opfer eines Verbrechens geworden. Schön. Panama war ein unendlich schlimmeres Verbrechen. Hätten Sie die Schurkenstreiche der Herz und Reinach enthüllt, wenn die Enthüllung Ihrem Geschäftsinteresse geschadet hätte? Nein. Wo aber das Interesse eines ganzen Volkes und eines großen Landes auf dem Spiel steht, ist doch mindestens die selbe Vorsicht und Zurückhaltung nöthig wie bei Privatgeschäften eines Einzelnen. Eine Römerfamilie der guten Catonenzeit hätte das schuldlos leidende Glied tapfer geopfert, um das Vaterland vor unheilvoller Verwirrung zu bewahren. So starken Patriotismus findet man in unserer Bourgeoisie heute nicht mehr und kein Unbefangener kann es der Familie Dreyfus verdenken, daß sie sich mit allen erreichbaren Mitteln gegen ein angebliches Unrecht wehrt. Wir aber haben an ganz andere Dinge zu denken als an dieses Familienleid. Das habe ich während des widrigen Syndikatsfeldzuges gesagt und brauche jetzt kein Wort davon zurückzunehmen. Nur Eins hatte ich vergessen: die Teufelsinsel. Die hat auf die Phantasie der Menschen, auch Derer, die nicht durch Stammesinteressen oder durch Borngeföhle gegen das Heer und die Kirche erregt waren, mächtig gewirkt. Gefängniß, Zuchthaus: daran ist man gewöhnt; erst das Schreckbild der Teufelsinsel hat die Massen mobil gemacht. Das Wort klingt nach Schauerbalade und Melodram und der Hörer malt sich in seinem Sinn unsägliche Martern... Und doch ist's vielleicht noch besser, auf der Teufelsinsel von der Sonne versengt und vom Fieber geschüttelt zu werden, als in einem Gefängniß unter Tuberkelbacillen langsam zu faulen."

Der Haussier war nachdenklich geworden. „Sie halten also wirklich eine politische Verwicklung wegen dieser Geschichte für denkbar? Aber der Zar ist doch für den Frieden?"

„Kennen Sie Tolstoi? Dessen Bücher sind beinahe noch werthvoller als die Briefe des Herrn Dreyfus, mit denen jetzt auf die Thränen-drüsen deutscher Leser gewirkt werden soll. Er hat irgendwo erzählt, wie er einem Soldaten, der einen Bettler verfolgte, die Frage vorlegte, ob er nicht das Evangelium gelesen und die Weisung gefunden habe, Hungernde zu speisen. Der Soldat nickte, schwieg dann ein Weilchen bestürzt und fragte endlich, ob der fromme Herr auch die Dienstvorschrift für die kaiserliche Garde kenne; sonst solle er gefälligst den Mund halten. In solche Konflikte kann Jeder kommen, der die feinste Sittlichkeit pflegen und dennoch den Wehrmitteln irdischer Macht nicht entsagen will. Der Zar wollte vor allen Dingen wohl *acte de présence* machen und zeigen, daß es mit der germanischen Hegemonie nach Bismarcks Tode aus ist. Aber selbst im Moskowiterreich sind die Zaren nicht mehr allmächtig. Rußland möchte mit der dort üblichen Schnelligkeit in die großindustrielle Entwickelung hinein. Es braucht Hände und Geld, das für Fabrikarbeit geeignete Menschenmaterial fehlt ihm und von Kriegen hat es vorläufig nichts zu hoffen. Unsere europäische Industrie ist über das friedliche Stadium aber längst schon hinaus; sie ist auf den Massenexport eingerichtet, sucht in unkultivirten Ländern neue Märkte und braucht Kanonen, um die Leute zu zwingen, ihr Waaren abzukäufen. Die russische Uhr geht nach. Der sogenannte Militarismus ist für die Bourgeoisie kein Schreckgespenst mehr: er schlägt die Geldschränke und kann in Asien gute Dienste leisten. . . Das gerade ist das Komische an der Dreyfusache: die selben Leute, die sonst für humane Redensarten höchstens ein spöttisches Lächeln haben und jeden politischen Vorgang nur auf seine Profitmöglichkeiten prüfen, geberden sich jetzt ganz wüthend und vergessen, daß der nächste Börsentag ihnen eine Panik bringen kann. Das hat nur die Gräuelmär von der Teufelsinsel und ihrem Mordklima bewirkt.“

... Im Saal wurde ein Marsch gespielt. Das Programm ging wohl zu Ende. Die beiden Stewes hatten zwei Gefährtinnen gefunden. „Bringen Sie die Mädel zu Hohn“, sagte der Eine; „ich will schnell mal nachsehen, ob es im Kafferncircus was Neues giebt und ob die Revision schon beschlossen ist.“



Die Harmonie der Menschheit.

Nach einer kurzen Pause der Ruhe, die den Gedanken emporschmeichelte, die Menschen würden den Weg zur großen Harmonie der Vernunft, des Friedens, der Freiheit, der Menscheneinheit finden, haben wir uns nun wieder an den Anblick der Menschen Schlächtereie gewöhnt. Die Zwietracht wandert wieder durch die Welt und ihr Erscheinen ist dem Kundigen ein Zeichen für die Verschlechterung des Geistes der Menschlichkeit zu Niedertracht und Gemeinheit.

Die Armenier und die Türken, dann die Griechen fielen über einander her und mordeten; in Mailand wird auf Menschen geschossen und der hohe Gemeinderath heißt die Sache gut; die Menge wirft dafür mit allem Möglichen auf die Soldaten und demolirt die Häuser; in Spanien steht die Revolution vor der Thür, eine große interne Menschen Schlächtereie scheint sich der auswärtigen zwischen Spaniern, Kubanern und Amerikanern anschließen zu wollen; in Prag wird das Standrecht proklamirt, darauf in Galizien; in Ungarn werden die Bauern zusammengeschossen; in Frankreich wird ein Präsident von einem Anarchisten getödet, in Spanien ein Minister, während die Regierung in Spanien die verhafteten Anarchisten mehr als mittelalterliche Folterqualen ausstehen läßt. In China brach die japanische „Kultur“ ein und ihr auf dem Fuße folgte die deutsche, die russische, die englische „Kultur“. In Deutschland floriren wieder die Hinrichtungen; der Prinz-Regent von Bayern unterzeichnet ohne besonderes Zögern die Todesurtheile der Gerichte; auch der Großherzog von Hessen fühlt sich dazu verpflichtet, Menschen hirtichten zu lassen; da und dort, fast jede Woche einmal, haben wir das unnenbare Glück, aus der Schweiz, aus Frankreich, aus Deutschland die Kunde zu vernehmen, daß ein Verbrecher „standhaft“ oder „ergeben“ oder auch sinnlos betrunken das Schaffot bestiegen hat. Vor unserer Thür, in Rußland, sterben Hunderte von Menschen an Hunger, während russisches Getreide überall im gebildeten Europa gehandelt wird.

Das lesen wir alle Tage. Die Zeitungen berichten getreu und sorgfältig und ein kultivirtes Gemüth denkt sich schon gar nichts mehr bei all diesem grauenhaften Elend und Menschenjammer. Wohl raisonnirt man hie und da ein Wenig gegen wachsende Brutalität und Schlagfertigkeit der Polizei, aber nachdem Das gethan ist, berechnet man wieder die Kurse und bringt uns die Nachrichten von dem Wohlbefinden aller Potentaten. Wir sind ja an den Konsum frischen Menschenfleisches schon gewöhnt. Wir trinken ja das menschliche Blut wieder, wie die besten Kanibalen, und dazu reden wir dann von Idealismus und Christenthum, von Schönheit und Macht und Recht und äußern andere objektiven Verlogenheiten, die uns subjektiv schon gar nicht mehr ins Bewußtsein kommen. Als die Sozialisten zur letzten Reichstagswahl so

gewaltige Anstrengungen machten und ihre Aussichten weit günstiger schienen, als nachher der Erfolg war, vernahm ich wörtlich: „Mit solchen Leuten kann doch Seine Majestät keinen Reichstag bilden. Dieser Reichstag wird aufgelöst. Und kommt dann ein noch schlechterer wieder, so knallt er ein paar mal drauf, und dann wirds schon wieder gehen.“ Dann! Nun, was dann kommt, weiß Keiner. Aber daß es dann nicht gehen wird, erst recht nicht, würde man mit Staunen erfahren. Allen den feudalen Seelen, die auf dieses „Dann“ hoffen, rathe ich, die Geschichte des Bauernkrieges einmal zu studiren. Damals wurde auch das Leben des Volkes an seiner Wurzel getroffen, die feudale Impotenz schwang sich in den Sattel und erfuhr zu ihrem Schrecken, daß der Gaul unter ihr tot war. Daß etwas Anderes „gegangen“ wäre als Niedertrocht, Dummheit, Aberglaube und ihre schönen Begleiter, berichtet die Geschichte nicht; und zum Schluß ritt diese verwesende Herrlichkeit unser deutsches Volk und Land in den Abgrund des Dreißigjährigen Krieges hinein. Also lassen wir das „Dann“ und halten wir uns an das Heute.

Gewöhnt man die Menschen wieder daran, täglich das Blut von Menschen fließen zu sehen, kommt dieser infernalische Rausch wieder über uns, so ist die Stimmung da, die wir zum großen Krach in Europa brauchen. Und er wird kommen, er wird mit der allgemeinen Blutwuth so sicher kommen, wie er bisher vermieden wurde, so lange die Vernunft die Leidenschaften lenkte. Bemächtigt sich die Unvernunft des Chauvinismus, des patriotischen Wahnsinns wieder des allgemeinen Denkens, so haben wir das Nachsehen. Das mühsam errungene Bischen Kultur wird in Scherben gehen und die Noth wird uns zwingen, unser Leben so einzurichten, wie die Vernunft es vergebens versuchte.

„Gegen vier Todsünden hege ich einen grimmigen Haß“, schrieb Weibel in der Zeit der karlsbader Umsturzgesetze: „gegen die Heuchelei, die Verleumdung, die Lüge und die Anbetung des Geldes, diesen abscheulichen Götendienste, den schlechtesten, dem schlechte Menschen sich ergeben. Die Zeit, die dieser Krebs angefrisst, ist unheilbar. Gegen Geld verschreibt, nach dem Volksglauben, der Mensch dem Teufel seine Seele; ist Geld ihr das Höchste, dann ist die Verschreibung überflüssig: sie gehört dem Bösen als sein rechtmäßiges Eigenthum.“ Und ich sage: es giebt nur eine Todsünde: die Anbetung des Goldenen Kalbes. Heuchelei, Verleumdung, Lüge sind nur Begleiterscheinungen dieser einen Sünde.

Man schaut umher und sucht nach einem Ruhepunkt für das Wollen des Herzens und die Sehnsucht der Vernunft und hofft, an einem Ende müsse es möglich sein, diesem furchtbaren Auslösungsprozeß einen Damm entgegenzustellen. Aber in der Welt der etablierten Wirklichkeiten sieht man nirgends ein festes Gefüge, das im Stande wäre, diesem Ansturm der Zwietracht auf die Dauer zu widerstehen. Und gar merkwürdig ist dabei die eine,

nicht wegzuleugnende Thatsache, daß selbst die großen Beschränktheiten nicht auf die Festigkeit des deutschen Reichsgebälles und der mit ihm verankerten Kirchengeriſte vertrauen. Der Glaube an die Sicherheit dieser Mächte ist dem Bewußtsein Aller entschwunden, er scheint selbst da bis auf den letzten Rest aufgezehrt, wo der Glaube der Sage nach die Hauptrolle spielt. Denn glaubten die Klerikalen jeder Sorte an die Festigkeit ihrer Kirche, sie würden nicht in äußerer Machtstellung ihre Zuflucht suchen. Und glaubten die Reichsgläubigen an die Macht und Festigkeit des Reiches, sie würden nicht jammern, daß der Kaiser, die Regierung immer noch nicht so ist, wie es ihrer Meinung nach sein sollte. Deutlicher denn je ist die eine Thatsache zu erkennen, daß die Häufung äußerer Machtmittel keineswegs eine Mehrung der Macht selbst zur Folge haben muß. Statt daß die Zuversicht mit jeder Mehrung äußerer Macht an Stärke gewinnt, sehen wir vielmehr, daß sie sich fort und fort vermindert, daß jede Machtmehrung einen Schrei nach neuen Sicherheitsmaßregeln hervorrufen, — und so schlägt sich die Theorie der Machtanhäufung eigentlich selbst aufs Maul; sie bekennen sich in Wirklichkeit zu der von ihnen stets und am Meisten geleugneten Thatsache, daß der Geist der Herrscher der Welt ist und die realen Machtmittel allein nicht im Stande sind, die Ordnung unter den Menschen aufrecht zu erhalten.

Und so sage ich: bringen wir es nicht dazu, den Geist zur Ordnung, durch Erziehung des Geistes zur Freiheit, der mit jenem identisch ist, in den Menschen heranzubilden, so wird uns keine Macht der Erde helfen, den Geist der Unordnung niederzuringen, denn unsere äußeren Machtmittel entstammen ja selbst diesem Geist der Unordnung. Ihre fortwährende Mehrung ist ein Zeichen, daß nicht der Geist der Kultur in den Menschen wächst, sondern der Geist der Gewalt. Und wo erst der Geist der Gewalt die Oberherrschaft gewann, da wird die That der Gewalt nicht lange auf sich warten lassen. Der gute Wille, den Geist der Ordnung zu erhalten, ist unverkennbar im Willen des Kaisers. Er richtete jüngst eine Apostrophe an die Mitglieder der Hoftheater, wie so manchmal vorher an sehr viele andere Stellen. Er beabsichtigt die Fahrt nach Palästina, eine Dokumentirung seines Protestantenglaubens vor aller Welt. Aber ist dieser Geist, zu dem der Kaiser sich bekennt, der Geist, der die Welt zu befriedigen vermöchte? Ich glaube kaum. Die gutgläubigen Protestanten mögen innerlich aufjauchzen, die Päpstlichen werden innerlich diese Fahrt mit Widerwillen betrachten, genau so wie sie den friedlichen Kreuzzug Friedrichs des Zweiten, des Staufers, mit allen äußerlichen Chikanen verfolgten. Der Staufer war ein gebannter Kaiser. Unser Kaiser ist seines Glaubens wegen ein Skezer vor den Augen der Katholiken und keine Diplomatenhöflichkeit zwischen Berlin und Rom vermag dieses Faktum aus der Welt zu schaffen, wenn nicht vorher ein anderes Faktum

aus der Welt geschafft wird: das Faktum der „religiösen“ Intoleranz, die so ganz irreligiös ist, so ganz dem innersten Geist jeder wahren Religiosität widerstrebend, daß eben nur „Kirchen“, alle andere Denkenden ausschließende und verdammende Konfessionen, von ihr zu leben vermögen, niemals aber die Religion, die nicht nur Toleranz ist, sondern die hoch über diesen Indifferentismus hinausstrebende positive Liebe des Menschen. Jenes Faktum der Intoleranz aber existirt. Ueberall tritt sie uns entgegen und vergiftet das Leben. Sie ist da, die Intoleranz, und in ihrem Gefolge eine Schlangenbrut von Gemeinheit, Niedertracht, Verleumdung, Heuchelei, von unausgesetzter Verhörung von Menschen durch Menschen gegen Menschen.

„Ja, da mag wohl die Intoleranz sein, aber doch in den höchsten Kreisen nicht“, kann man mir sagen. „Der Deutsche Kaiser und der Papst haben doch vor aller Welt ihre Freundschaft dargethan und selbst der Türkensultan und der Chinesenkaiser sind Freunde dieses protestantischen Kaisers. Ein Zeichen, daß hier die Aufklärung denn doch so weit vorgeschritten ist, daß trotz der Verschiedenheit des Glaubens sich die Menschen zu finden vermögen.“ So, die Aufklärung?! Warum aber, wenn es eine solche ist, daß sie die Menschen menschlich vereinigt, daß sie den Frieden unter einander und die Achtung vor einander bewirkt, daß sie die größten subjektiven Gegensätze liebend überbrückt und den guten Willen anerkennt, der auch im Andersgläubigen herrscht, warum wird dann dieses herrliche und köstliche Gut so streng für die allerhöchsten Kreise reservirt, daß in der darauf folgenden Schicht der Gesellschaft sofort wieder vom Drauffnallen die Rede ist? Warum merkt man in dem weiteren Volksleben nichts von der leuchtenden Gegenwart dieses Gutes? Warum setzt man nicht Alles daran, diese Aufklärung, die so Herrliches wirkt, zum Gemeinbesitz der Völker zu machen? Und warum haben diese Völker selbst, handelt es sich um diese letzte und köstliche Aufklärung, das allergeringste Vertrauen zu Dem, was von oben kommt?

Run, Ludwig XIV., der Allerchristlichste König, der Mann, der den Spruch erfand: *l'Etat, c'est moi*, behandelte alle Andersgläubigen als Staatsfeinde. Wer nicht die Religion annimmt, die sein König hat, ist der Feind dieses Königs, also! . . . Und der Protestantismus rannte sich auf der Bahn einer historischen Auswirkung fest, an deren Anfang der Wegweiser meldete: *cujus regio, eius religio*. Und so geht es fort durch die ganze Welt, so daß Jeder, der heute unseren Kaiser mit dem Papst zusammenkommen und freundlich verkehren sieht, nicht mehr von Aufklärung spricht, sondern von „Höflichkeit“. Das aber ist es, dieses rein äußerliche solcher Handlungen, was es macht, daß sie auch nur äußerlich *ad acta* genommen werden und einen tieferen Eindruck nicht hinterlassen. Und diese äußerlichkeiten sind nur ein Beweggrund mehr, daß Einer, der denn doch etwas mehr als bloße

Neußerlichkeiten sehen will, sich nach einer anderen Stelle umsieht, wo seinem innersten Verlangen nach Freiheit, Frieden und Innigkeit der Menschen unter einander eine neue, verheißungsvolle Zukunft aufzubämmern scheint.

Von treuen Menschen in Frankreich ging der Aufruf aus, die Jahrhundertwende mit einem Kongreß der Menschheit in Paris zu feiern. In allen Ländern der Erde fand dieser Aufruf einen Widerhall, der froher und herzlicher erschallt, je näher wir dem Ziel rücken. Und wie viel Einzelnes ich auch — oder vielmehr mein Verstand — auszusetzen habe: mein Herz ist ganz dabei und ruft ein frohes Heil hinüber über die westliche Grenze, denn dieses Samenkorn, erst einmal in Pflege genommen und mit aller Sorgfalt und Liebe gehegt, kann uns die Erlösung bringen aus der von Menschenblut grauenhaft dampfenden Atmosphäre, in die wir wieder einmal hineingerathen sind und, wenn nicht bald ein Halt gerufen wird, immer tiefer hineinsinken werden. Soll uns das wilde Thier nicht über den Hals kommen, alle Menschlichkeit auslöschend, so ist es höchste Zeit, daß wir uns besinnen, besinnen auf den Menschen in uns, und daß wir uns zur Ehrfurcht vor diesem Menschen erheben.

Gerade die Materialisten, die es in der Deutung der kausalen Zusammenhänge in Welt- und Menschenleben so weit gebracht haben, dabei aber einsehen, daß sie in Bezug auf die Erklärung der letzten Kräfte noch keinen Schritt weiter gekommen sind, trotz allen grandiosen Versuchen und Resultaten, gerade sie müssen allmählich zu dem Zugeständniß kommen, daß auf mechanischem Weg Dem nicht beizukommen ist, was doch als letzte, mächtige, treibende Einheit all ihrem eigenen Forschungsdrange und wissenschaftlichen Wollen zu Grunde liegt und das Feuer ihres Strebens unterhält. Wir müssen uns wieder zusammensinden, wir müssen, soll nicht die Zwietracht Alles vergiften. Laßt uns ruhig mit unseren Verstandesargumenten gegen einander streiten, so lange ein letzter Glaube uns dazu treibt, aber laßt uns auch nur mit unseren Argumenten streiten und reserviren wir unseren Herzen eine neutrale Stätte, an der der Streiter die Rüstung ablegt und als Mensch dem Menschen nicht nur höflich, sondern mit treuer Herzlichkeit die Hand reicht.

Und ein Argument möchte ich gleich hier anführen. Es waren in erster Reihe die Spiritualisten, die sich in Frankreich der Propaganda des Menschheitgedankens annahmen. Erwarten sie eine allgemeine Anerkennung ihrer Lebensauffassung, so wird das Leben sie enttäuschen. Denn der spiritualistische Grundgedanke, der allen Schwerpunkt des Menschendaseins auf das andere Ich verlegt und die Fortdauer der Seele proklamirt, gegen die ich nichts einzuwenden hätte, wenn Seele gleich anima gesetzt und anima als Athem des Lebens festgehalten würde — das Leben dauert selbstverständlich fort, so viele Menschen auch die Augen schließen und sterben —, dieser Ge-

danke, der ein jenseitiger ist und das Jenseits als Ziel der Menschentwicklung auffaßt, ist der Gedanke einer ganz bestimmten Kulturstufe und als solcher, als eine relative Wahrheit, kann er niemals den Anspruch erheben, als absolute Wahrheit festgehalten und allgemein anerkannt zu werden. Er verschiebt den menschlichen Standpunkt zu sehr nach der Seite der Bedeutung des Menschen als eines kosmischen Wesens. Der Mensch aber ist Erdenwesen zunächst und durch seine Entwicklung als Erdenwesen wird er kosmisches Wesen, zu dem wir eben die Vermittlung der Erde, die ein kosmisches Wesen ist, nöthig haben. Wir können also nicht einseitig diese Erdenvermittlung ausschalten, um direkt und unmittelbar kosmische Wesen zu werden. Versuchen wir es dennoch, so wird Bewirrung alles Denkens und Handelns die unmittelbare Folge sein.

Der Gedanke nun, der den Menschen immer mächtiger und vergeistigter als kosmisches Wesen zu erfassen sucht, ist der Gedanke einer ganz bestimmten Kultur- und Altersstufe, derjenigen, da uns die irdische Zeugungskraft zu verlassen beginnt und so das starke Band zerreißt, das den Menschen an die Erde fesselt und ihn für die Erhaltung des Lebens auf dieser Erde in stetige Kontribution setzt. Ein weltgeschichtlicher Gedanke war es, der einst dem altgewordenen Judenthum, das dem Untergang seiner nationalen Kultur und politischen Geschlossenheit entgegenah, entsprang: ein Reich zu gründen, das nicht mehr von dieser Welt sei. Und dieser Gedanke gewann seitdem stets neue Belebung in den Zeiten einer niedergehenden Volkskultur. Aber auch nur dann. Die Römer, damals auf der Höhe ihrer realistischen Staatsschöpfung, lehnten den Gedanken ab, während er in dem altgewordenen Griechenland Raum gewann. Eben so lehnten die Germanen ihn ab, während er sich nun in den alten Provinzen des Römerreiches ausdehnte. Das Christenthum, das sich an jugendliche, erobernde Völker anpaßte, ist eben durch diese Anpassung so mächtig modifizirt worden, daß es diesen Grundgedanken verlor und in sein Gegenteil verkehrte. Wir sehen z. B. heute das vor dreihundert Jahren die Welt beherrschende Spanien absolut nicht von diesem Gedanken durchdrungen, trotzdem seine nationale Kultur und Machtstellung längst zerbröckelte und die einstigen Eroberungen nur durch die furchtbarste Brutalität festgehalten werden konnten. Dieses Spanien will zu Grabe wanken, ohne diesen herrlichen Gedanken einer alternden Volksnatur sich wie eine Gloriole um sein Haupt zu winden. Statt dem Gebot seiner Ohnmacht zu folgen, klammert es sich an seinen Besitz, opfert das Beste, was es hat, das Blut seiner Jugend, für ein unnützes und aussichtsloses Beginnen. Und nicht nur Das: statt jenes mächtigen Vergeistigungsgedankens, der wie eine lobende Feuer säule am dunkel werdenden Himmel des nationalen Judenthums emporging, gewährt Spanien der Welt das Schauspiel eines Alt-

werdens, daß von Geiz und Jähzucht zerfressen ist und sich an den öden äußerlichen Besitz klammert, den einst das herrliche Ausleben der spanischen Volksmacht errang und der zur Grundlage eines kulturellen Wachstumes, einer Ausbreitung von Menschheit und Menschlichkeit in weiten Erdzonen hätte werden können. Heute hat sich das Blatt so gedreht, daß gegen die Spanier im Namen der Menschlichkeit von einem anderen Volk zur Waffe gegriffen worden ist. Wir müssen es glauben, wenn Amerika sagt, die Menschlichkeit sei der Grund des Krieges gegen Spanien. Wir müssen die Ehrlichkeit dieser Aussage festhalten. Aber es ist nicht der Menschlichkeitgedanke, der den Krieg hervorrief, sondern dessen Einbildung, wie sie eben ein jugendliches Volk hat. Der Menschlichkeitgedanke drückte einst auch Karl dem Großen das Schwert gegen die Sachsen in die Hand; er war der Propagandist des Christenthumes, wie er es verstand.

Aus dieser unkritischen Anwendung einer relativen Wahrheit auf ganz verschiedene Lebensalter entspringen noch bis heute die fürchterlichsten Widersprüche, so der, daß man christlich nennt, was niemals christlich ist, was den ersten Grundlehren des Christenthumes widerstreitet; daß man die sonderbarsten Verrenkungen vornehmen muß, um einen nur nothdürftigen Schein der Uebereinstimmung zwischen seinem religiösen Bekenntniß und seiner Lebenshaltung zu erzeugen; daß man zwischen religiösen und politischen Wahrheiten unterscheidet und dann hier mit kalter Strenge thut, was man dort verdammt. Aber wenn die Religion eines Menschen keinen Einfluß auf seine Handlungsweise anderen Menschen gegenüber hat, so ist sie nicht nur überflüssig, sondern auch eine fortgesetzte Heuchelei; und genau so ist es bei einem Staat, der sich christlich nennt und von Christenthum nicht einen echten Zug aufzuweisen hat.

Sollen Universitäten und Schulen, wie der Kaiser es wünscht, Pflanzstätten des Idealismus bleiben, so muß die kaiserliche Tendenz aus dem Spiel bleiben, denn jede Tendenz hebt den Idealismus augenblicklich auf. Der Idealismus kann nur einen einzigen Inhalt haben; und der ist, jeder Skulptur, jeder Art von Menschlichkeit ihr Recht zu lassen und sie alle, so abschließend sie einander auch in der Wirklichkeit gegenüberstehen mögen, nach dem einen letzten Ziel einer schönen Menschlichkeit zu vereinigen. Mit der Proklamation des kaiserlichen Idealismus wurden aber sofort Ausfälle gegen „undeutsches Wesen“ verknüpft, — ein Zeichen, daß dieser Idealismus die Höhe nicht erstieg, zu der wir Alle, auch der Kaiser, fort und fort zu streben hätten. Dieses Streben nach Wahrheit, Gerechtigkeit, Freiheit ist bisher recht eigentlich als das Wesen des deutschen Idealismus angesehen worden und der innerste Kern des Protestantismus war es, daß er den Weg dahin freigab und jede ehrliebe Ueberzeugung von dem schweren Druck autoritativer Bevormundung entlastete. Und gerade dieses Wesentliche vermiffen wir gar sehr

in Deutschland, blicken wir heute um uns. Autorität und Absolutismus suchen sich breit zu machen und gerade Das erscheint uns als ein im wahren Sinne des Wortes undeutsches Wesen. Gerade diese Thatsache weckt die Erinnerung an eine Zeit, da das französische Königthum, der romanische Absolutismus, seinen Höhepunkt mit dem Roi Soleil erstieg. Auch damals galten die Universitäten als Pflegestätten des offiziellen Geistes; auch damals wurden Literatur, Kunst und Wissenschaft von oben herab so protegirt, daß nichts mehr von Literatur, Kunst und Wissenschaft übrig war, als der Protektor die Augen schloß, und aus der bisher stummen oder schleichenden Opposition heraus plötzlich eine Wissenschaft, Literatur und Kunst, ein Wollen entsprang, dem das Königthum zum Opfer fiel. Lehret die Geschichte, so warnt sie auch. Die Zeit Heinrichs des Vierten war Frankreichs große Zeit. Da brach der Toleranzgedanke durch und entfesselte das Leben auf allen Gebieten. Und dieses Leben lieferte dem König die Heerführer und Staatsmänner, mit denen er seine Sonne zum Leuchten brachte, es lieferte ihm den ganzen Glanz, der seine ersten Regierungsjahre umgab. Dann aber, als nach langer Regierungszeit Ludwig XIV. starb, waren auch die Heerführer und Staatsmänner Frankreichs verschwunden. Ein elendes Pygmäengeschlecht war es, das seine Regierungszeit der zitternden Zukunft hinterließ. Nur traurige Katastrophen und Niederlagen waren in den letzten Jahren des „Sonnenkönigs“ noch zu melden gewesen und hinter seinem Sarge her erdröhnte der Fluch des französischen Volkes und der Menschheit. Kein Molière, kein Racine sangen mehr ihre melodischen Verse, wohl aber tauchten nun die Voltaire und Rousseau, die Diderot und Grimm auf, deren Verse und Prosa der Donner der Revolution durchrauschte. Wer das Leben protegiren will, gebe ihm die Bahn frei zu seiner Entwicklung, er trete ihm aus dem Licht. Alle andere Protektion ist vom Uebel und wird nur vergiftete Früchte tragen.

„Um die Könige zu erhalten, muß man es so einrichten, daß sie ihren Völkern nicht untreu werden. . . Was für Augen sind Das, die nicht sehen, daß das Reich der Täuschung in jedem Sinne vorüber ist? Falsche Hoheit, falsches Eigenthum, falsche Lehren, falsches Ansehen, falsche Talente, Alles, was die Probe der öffentlichen Meinung und der öffentlichen Vernunft nicht aushält, ist untergegangen.“ Vor mehr als hundert Jahren wurden diese Worte schon in Frankreich verkündet, aber es scheint, daß die Leute, die sich Monarchisten nennen und doch nichts sind als selbstsüchtige Streber und Ausbeuter der monarchischen Gewalt zu ihrem Nutzen, nichts lernen wollen und können. Undeutsch ist die pomphafte Beherlichung des Hohenzollerthumes, wie sie heute in Literatur und Kunst hineinbricht. Undeutsch ist dieses ewige Reden von deutschem Wesen und deutschen Tugenden, denn unser deutsches Sprichwort sagt: Fremdlöb blinkt, Selbstlob sinkt. Ich bin gewiß der Letzte,

der der Meinung ist, Art des Deutschen müsse es sein, sein Licht unter den Scheffel zu stellen; noch weniger möchte ich irgend einem Menschen sein Wort und seine Art unterbinden, aber eben darum auch wende ich mich gegen Schlagwörter und jede Art von Exklusivität, die, aber das berechnigte Maß, meinen Willen zu behaupten, hinausgehend, den Willen Anderer verneint.

Wollen wir einen Idealismus pflegen, wir Alle, die wir uns gebildete Menschen nennen, so den, der jeder Art und Altersstufe ihr Recht läßt. Gönnen wir einer dem Alter zuzuschreitenden Volkskultur ihr Recht des ruhigen, unbesümmerten Auslebens, aber helfen wir ihr auch, das schon Verwesende zu begraben, damit nicht das gesunde Leben durch diese Verwesung verpestet werde. Längst aber verweist in den südlichen Ländern Europas die monarchische Staatsform und eine nur theoretische und gar nicht lebensvolle Erkenntniß ist es, die uns verleitet, eine Solidarität der Könige zu konstruiren. Wirklich lebendige und vom Leben getragene Monarchen wußten von dieser Solidarität nichts und Friedrich der Große z. B. lehnte die Gemeinschaft mit seinen gekrönten Kollegen nicht nur einmal in der herbsten Weise ab. Und wie dem Alter die Zeit des Auslebens vergönnt sei, so dem Mannesalter das Recht reiflich ermogener, fruchtbarer That, so dem Jünglingsalter das Recht froher und muthiger Begeisterung und dem Kindesalter das ungestörten konzentrierten Wachsthumes. Damit aber fällt das einseitig theoretische Gefasel von Egoismus und Altruismus. Denn das aufsteigende Leben hat ein Recht darauf, egoistisch zu sein; es muß es sein, in Folge der Triebkraft, die sich in ihm entfalten will. Das absteigende Leben dagegen hat das Recht auf Ruhe. Altruismus, als Egoismus der Reflexion und Vergeistigung, ist seine natürliche Art. Wie des Kindes ganzes Wesen auf Erkennen gestellt ist, weit mehr als auf Wollen, so das Wesen des Alters auf ruhige Beschaulichkeit. Beiden Lebensperioden fehlt die nach außen zeugende Schöpferkraft, dem Kinde, weil es erst zu seinem Lebensmaximum hinaufsteigen muß, ehe es Leben nach außen hergeben kann, dem Alter, weil es sein Lebensmaximum überschritt und nun darauf angewiesen ist, seine Kräfte zusammenzuhalten. Zwischen beiden Zonen liegt das Leben des Jünglings und Mannes, jenes noch ganz auf begeistertes Wollen gestellt, da hier die Sehnsucht, sein ganzes Wesen nach außen auszuwirken, zuerst im Menschen lebendig wird, während im Leben des Mannes die Erfahrung emportaucht, die Kenntnißnahme der Hindernisse, die sich seiner vollen Willensausströmung entgegensetzen und nun zur Einsicht durch Anschauung die Einsicht durch Reflexion erzeugten. So erst steigt durch Erfahrung und Reflexion der vernünftige Mensch empor, der seinem Willen feste Ziele setzt, der aber auch gerade in Folge seiner Vernunft von der Jugend nicht verlangt, sie solle ihrem Wollen entsagen, und vom Alter nicht, daß es seine Ruhe aufgebe und schöpferisch nach außen

wirke. An dieser Stelle zeigt sich uns klar und deutlich, daß die sogenannte Entfugungslehre des Christenthumes ein Erzeugniß alter Kultur ist.

Sollen diese natürlichen Thatfachen nun zum Richtmaß unserer Vertheilung des Lebens ganzer Völker werden, so müssen wir Deutschen eingestehen, daß die so begeisterte Neubelebung des Menschheitgedankens, wie er da vor uns in Frankreich bei Amo und seinen Mitstreitern zu Tage strebt, heute nur auf dem Boden Frankreichs möglich war, daß in diesem Gedanken das wahre Lebenselement des heutigen Frankreich zu Tage tritt, das Element einer hohen Kultur und Vergeistigung des Daseins, die alle die etelhaften Ausbrüche der Besitzwuth, wie sie auch dort in einigen Gesellschaftsschichten sichtbar wurden, in den Schatten stellt und dieses Frankreich mit seinem sich auf sich selbst besinnenden Kulturgeist wieder unserer herzlichsten Liebe und Achtung zuführt. Ob es nun diesen Vorkämpfern des Menschengestes in Frankreich gelingt, diesen höchsten Gedanken, den ein Kulturvolk zu eringen vermag, zu voller Entfaltung zu bringen, oder ob es ihnen nicht gelingt, — eine Lehre giebt uns dieses der Menschheit zustrebende Frankreich heute wieder: es lehrt uns, alle die Sprüche von Schöpfung des Deutschen Reiches auf ewige Zeiten, von der Macht und Herrlichkeit des deutschen Lebens, die blühen soll auf immerdar, als poetische Klausen zu erkennen, die geeignet sind, uns in der gesunden Fortentwicklung unseres Kulturlebens zu verwirren. Nein, sehen wir, wie es jeder starke und edle Mensch für sich thut, auch als Volkseindividuum auf den dereinstigen Untergang unseres Volksthumes und suchen wir, wie es jeder starke und edle Mensch eben so für sich thut, uns auch als Volk bei allen nachkommenden Völkern ein gesegnetes Andenken zu erwirken. Von diesem Gedanken an die Endlichkeit aller äußeren Macht und Herrlichkeit durchdrungen, werden auch wir den Weg zu jener schönen Vergeistigung unseres Volksthumes finden, wie sie in Frankreich eben aufzudämmern strebt, und statt der Menschheit das traurige Schauspiel eines Verfallens zu bieten, wie ihn das alte Rom und das heutige Spanien erlebten, werden wir uns heute schon, da wir noch in rüstigem, schöpferischem Mannesalter stehen, darauf besinnen, wie und wodurch wir diese Thaten, würdig eines dauernden, gesegneten Gedenkens, zu vollbringen vermögen.

Herr im eigenen Hause zu werden, war die Sehnsucht des deutschen Volkes. Diese Sehnsucht ist erfüllt. Aber darüber hinaus trieb nun der preussische Jugendwille uns, Herren im fremden Hause zu werden. Wir wählten dazu die Form der „Pacht“. Das ist immerhin schon ein Kulturfortschritt. Nun aber haben wir den weiteren Schritt unseglbar zu thun, daß wir den Geist der Menschheit zum Pächter unseres Gebietes machen und auf chinesischer Erde nicht nur für die Deutschen, sondern auch für die Chinesen sorgen, so daß sie einmal in den Stand kommen, ihre Herren im

eigenen Haus zu werden und dessen Güter im Geist der Menschheit zu heben und zu verwerten. So ist es dann etwas Schönes um diesen Pachtvertrag. Er bietet die Aussicht, daß alle in das chinesische Alter eingerückten Besitzer und Dynasten sich einst ihre Länder werden abpachten lassen; denn daß eine starke und gesunde Dynastie nicht daran dünkt, sie werde auch einmal alt, ist nicht anzunehmen. Und so erscheint sie vor uns: die geeinigste Menschheit als Generalpächter der Erde. Könnten sie ihren Beruf, die Fürsten, Könige und Kaiser, zeitweilige Verwalter eines Landes zu sein, die abzudanken haben, wenn ihr Pachtvertrag abgelaufen ist, sie würden sich nicht so sehr darauf verlegen, ihr Pachtgut in verkünderter Eigensucht auszubeuten, sondern vielmehr darauf, jedes ehrlich begeisterte Wollen heranbilden zu helfen, damit dereinst das Pachtgut, dem sie selbst so viel Sorge und Arbeit widmeten, gut vorbereitete Verwalter finde und nicht in die unrechten Hände eines meistbietenden Ausfegers und Ausbeuters gerathe. Und dieses „dereinst“ erscheint mir, richte ich den Blick auf das Leben, heute schon weit näher, als unsere guten Tagespolitiker sich träumen lassen. Es weht und strebt über die grün und blau gemalten Grenzen hinüber. Ueberall fühlen wir, daß etwas Neues kommen will im alten Europa. Eisenbahnen und Telegraphen überschreiten alle Grenzen. Menschen verkehren mit Menschen und menschliche Gedanken kreuzen und begrüßen einander ununterbrochen. Die größten Selbstzüchtlinge des europäischen Kapitals haben ihre Solidarität erkannt, wie die eben in mächtigem Streben zur Zukunft erwachten jugendlichen Intelligenzen der Arbeiter die ihrige erstreben. Ein neues Volk will entstehen aus alten überlebten Volksenergien. Und schon ist es gar keine Frage mehr: wie alle zu ihrer Höhe gelangte nationale Bethätigung nur die eine Anlage erzog und heranzubildete, sich stark im Gegensatz zu anderen Völkern zu fühlen, so wird die bisher brach gelegene Elementarkraft unserer Volksnaturen emporsteigen und uns lehren, uns stark im Verein mit anderen Völkern und Menschen zu fühlen. Das Eroberungszeitalter der Menschheit, die Zeit körperlichen Expansionswachstumes, ist nahezu für alle Völker vorüber. Die Deutschen steigen zwar noch in ihrer Volkszahl; allein wie lange noch, — und auch diese sogenannte „Ewigkeit“ wird abgelaufen sein. Bringen wir es in dieser noch schöpferischen Zeit dahin, unsere Kraft in echten Menschheitwerthen anzulegen, gut; wenn nicht, wird die Gewaltthat, die wir üben, dem Schicksal das Schwert gegen uns in die Hand drücken.

Wenn von deutschem Idealismus die Rede sein soll, dann sei es der, der unser Volksthum auf der höchsten Höhe seiner Kraft davor bewahrt, Schritte zu thun, die nur auf dem Grunde der Mammonsverehrung zu thun möglich sind. Solche Schenseligkeiten zu verdecken, braucht dann ein Volk den prunkend ausgestatteten Mantel des Chauvinismus, der die Anderen

blenden soll. Aber das Leben läßt sich auf die Dauer nicht betragen. Einmal würde es den Mantel aufdecken und die falschen Werthe erkennen. Darum keine Heuchelei, keine Lüge, kein Ewigkeitgebüsel von „Immerdar“ u. s. w., denn das Reich der Ewigkeit ist nicht von dieser Welt. Es baut sich aus inneren Werthen auf und verleiht durch sie erst den äußeren Gütern einen Werth. Dieser aber ist stets Leihgut, Scheingut, durch das wir Geschöpfe der Erde uns der Freuden der Erde bemächtigen können und die uns reizen sollen, herzlich hineinzubeißen, um so von der lockenden Schale zum süßen Kern zu gelangen. Der Kern aber ist die Freude des Bewußtseins, daß der Mensch ein kosmisches Wesen ist, daß er nicht auf die Ewigkeit erst zu warten braucht, sondern daß sie ihn umfließt, wo er steht, daß er mitten drin ist und daß er nur die Augen aufzumachen braucht, um ihren herrlichen Glanz zu erkennen. Wer so empfindet, wird freudig zum Menschheitskongreß eilen, der in Frankreich mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts zusammentreten soll, um das Gefühl der Einheit und Solidarität zu hellem Bewußtsein in den Herzen der Theilnehmer und der Zuschauer zu entflammen. Wenn ich ein deutscher Fürst wäre, nicht stark so sehr im Gefühl meiner fürstlichen wie in dem meiner menschlichen Würde: ich wüßte, was ich thäte.

Hausen, im August 98.

Dr. Mathieu Schwann.



Willensschwäche.

Sie liebten einander heiß und innig, die Eheleute auf Svammur, zankten sich nie und waren in Allem, was sie thaten, immer einverstanden. Ein offenkundiges Zeugniß davon, wie lieb sie sich hatten, war der Umstand, daß sie immer mit einander Kinder zeugten und das Gebot Gottes, „sich zu mehren und zu vervielfältigen“, getreulich hielten. Sie bekamen jedes Jahr ein Kind; und die Nachbarfrauen pflegten zu sagen: „Thordis läßt selten ein ganzes Jahr vergehen.“

Gunnsteinn kämpfte tapfer für seinen Haufen Kinder. Er besaß eine ziemlich große Wirtschaft, die er eifrig betrieb; aber er sah bis über die Ohren in Schulden. Was Essen und Kleidung betraf, so sorgten die Eheleute aufs Beste für ihre Kinder. Aber es ist eine kostspielige Sache, acht Kinder aufziehen zu müssen, und es hätte auch nur wenig daran gefehlt, so wäre die ganze Wirtschaft zum Teufel gegangen; denn der Grund von Schulden, auf dem so viele Leute ihre Wirtschaftgebäude errichten, ist ein sehr lockerer, und wenn sich ein einziger der Grundsteine verschiebt, dann stürzt gewöhnlich das ganze Gebäude zusammen und bleibt nachher als Trümmerhaufe liegen. Was die Hausandachten und das Kirchengehen anlangte, so stand es bei den beiden Eheleuten, nach der Richtschnur der Sitte und Gewohnheit gemessen, gut und untadelhaft, und sobald

ihre Kinder nur sprechen konnten, lehrte Thorbis sie eine Menge von Versen und Gebeten. Der kleine Einar, der älteste von den Knaben, war noch nicht drei Jahre alt, als er schon das „Vaterunser“ auswendig konnte; und er sagte es nicht nur morgens und abends und nach der Hausandacht her, sondern mengte auch einzelne Gebete daraus in Verse und Bruchstücke von Versen ein, die er von seinem Vater und dem Schärer Sveinn gelernt hatte.

Er lernte sehr leicht, der kleine Junge; nur wenn er mit seinen eigenen Angelegenheiten Etwas zu thun hatte, dann mengte er immer Alles durcheinander, die Verse und das „Vaterunser“. Obwohl ihm nun seine Eltern sagten, Das dürfe er nicht thun, weil es sich nicht ziemt, mußten sie doch bisweilen über ihn lachen; denn seine Zusammenstellungen waren immer so possirlich. Das aber merkte sich Einar; und deshalb behielt er seine Gewohnheit, Alles durcheinander zu mengen, bei.

Die Geburt des neunten Kindes war Thorbis schwer geworden. Der Arzt hatte geholt werden müssen und hatte das Kind mit der Zange zur Welt gebracht. Thorbis hatte mit dem Tode gerungen und zwar den Sieg davongetragen, aber recht gesund wurde sie nicht wieder; denn durch das Kinderzeugen und Kindergebären war sie matt und hinfällig geworden. Bleich, verwehlt, nerven- und herzkrank wandte sie umher; aber ihre Ehe blieb die selbe wie früher. Der Tod war Thorbis nie so schauervoll vorgekommen wie jetzt, wo er sie mit seiner eiskalten Hand berührt hatte. Zwar wußte sie, daß ihr bei Gott mehr Seligkeit zu Theil werden würde, als sie in Dvammur dadurch erreichen konnte, daß sie ihre Kinder hegte und pflegte; aber sie liebte sie so innig und herzlich, daß sie wünschte, so lange wie möglich bei ihnen bleiben zu können. Und wenn sie daran dachte, daß sie ihre Kinder vielleicht jung und der Hilfe bedürftig verlassen müsse, dann traten ihr die hellen Thränen in die Augen.

Es würde ihr auch schwer werden, dachte sie, von Gunnsteinn zu scheiden; denn sie hatten einander immer so lieb gehabt und hatten fröhlich und mit ihrem Vooße zufrieden das Joch und die Last der Lebensverhältnisse mit einander getragen. Gunnsteinn fühlte auch, wie schwer und unsagbar schmerzlich es für ihn gewesen sein würde, wenn er Thorbis, das Liebste, was er in seinem Leben gehabt, verloren hätte und mit dem ganzen Haufen verwaister Kinder allein zurückgeblieben wäre. Er war Gott dankbar, daß er ihm Thorbis am Leben erhalten hatte; er bedachte, wie viel beglücklicher doch das Leben bei ihrer mütterlichen Fürsorge für ihn und für die Kinder sei.

Der Arzt hatte Gunnsteinn bestimmt und deutlich gesagt, daß Thorbis kein Kind mehr bekommen dürfe und daß, wenn sein Rath vernachlässigt würde, ihr der Tod sicher sei.

„Unser Kinderhaufe ist, wenn ihm Gott das Leben erhält, groß genug und wir brauchen ihn nicht weiter zu vermehren; aber darüber haben wir wohl auch nicht nöthig, uns Sorge zu machen.“ Das waren die letzten Worte Gunnsteins, als er seinem Weibe die Warnung des Arztes mittheilte.

„Ich denke auch, wir werden Arbeit genug haben, unseren lieben kleinen Haufen gut zu erziehen und ihm den Weg Gottes zu zeigen. Daß das Andere vorkommen könne, davor habe ich keine Angst“, sagte Thorbis.

Nach Verlauf eines Jahres sollte Thorbis wieder gebären. Der Arzt

kam gerade nur noch dazu, sie als Leiche zu sehen; denn ehe er von seinem Hause wegging, war Thordis bereits tot. An ihrer Leiche weinten Gunnsteinn und die Kinder Thränen der Trauer; schluchzend drückte Gunnsteinn seine Kinder, eins nach dem anderen, an seine Brust. Er war kein Schwächling, kein nehmlicher Aukon, der den Herbstwind des Lebens nicht ohne Zittern zu ertragen vermag; aber diesen Schmerz ertrug er doch nicht, ohne zu erbleichen.

Sein Hoffnungsschein fiel auf sein künftiges Leben und mitten unter seinem Kinderhaufen stand er als ein verwaister Mann. Alles in dieser Welt kam ihm so ärmlich und öde vor. Er bat Gott, so heiß er nur konnte, um Trost für sich und seine Kinder; aber seine Trauer wurde dadurch nicht gelinder und mitten in seinen Gebeten mußte er immer wieder an Thordis denken. Zwar wußte er, daß sie zu Gottes Seligkeit eingegangen war; aber sein Herz hatte noch nicht gelernt, ohne sie zu leben, und es war ihm, als müßte sie noch daheim bei ihm sein, die Wirkschaft führen und die Kinder pflegen; und während er so betete, dachte er sich seine Thordis zu gleicher Zeit im Himmel und daheim in der Wirkschaft.

Eins aber stand fest und unverrückbar wie ein Felsen im Stromwirbel. Das war, daß der Tod auf Hvammur erschienen war. Und eben so fest stand Gunnsteinn ein anderer Gedanke; der stand zur Seite des Todes, stets zu dessen rechter Seite und von ihm unzertrennbar, gleich als ob er der Schatten des finsternen Todes wäre. Bei diesem Gedanken wurde Gunnsteinn's Schluchzen heftiger und seine Thränen schmerzlicher und es überließ ihn kalt dabei. Aber über diesen Gedanken sprach er mit keinem Menschen.

Der Arzt hatte bald anderswo in der Gemeinde zu thun und wurde nach Brekka gerufen, um Ragna, die dort Dienstmagd war, aus den Wehen zu helfen. Ragna gebar ein Mädchen, das Thordis genannt wurde, und der Vater des Kindes war Rutur, der Hausherr auf Brekka. Steinar von Bru begleitete den Arzt wieder heim und unterwegs wurden die Beiden durch ihre Unterhaltung näher mit einander bekannt. Einmal brach der Arzt das Schweigen mit den Worten: „In Bezug auf den Vermehrungstrieb haben die Menschen keine Macht über sich; dagegen hilft keine Maßregel, kein Rath.“

„So? Sind Sie dieser Meinung? Ja, es ist die selbe ungestüme Macht, die Gunnsteinn und Thordis dahin gebracht hat, wo ein sicherer Tod von fern droht; und die selbe Macht hat auch Rutur und Ragna verleitet, allen Regeln der Moral zum Troß und Anstoß, der Welt für einen Menschen einen anderen zu schenken. Es ist für keine Ueberlegung Raum, wenn eine solche Fiße die Menschen beherrscht. Immer nur der Naturtrieb, — geradezu der Naturtrieb. . .“

„Ja, der treibt stets vorwärts, wie sehr man ihn auch zu hindern versuchen mag. Unbehagliche Folgen, sehr schlimme Folgen.“

Der Arzt räusperte sich, nahm ein Stück Tabak aus seiner Tasche, biß ein Stückchen davon ab und kaute es zu Brei.

Dann ritten sie lange Zeit stumm wie die Steine neben einander her und es war, als ob Keiner Worte finden könne, das Gespräch wieder aufzunehmen. Aber Beide dachten desto eifriger nach; denn die Menschen sind nicht gedankenlos wie die Schafe. O nein, die Menschen sind in dieser Hinsicht eben so wenig den Thieren ähnlich wie in anderen Beziehungen.



Soziologischer Pessimismus.

Ein hochverehrter Freund Professor Gumpłowicz in Graz hat mit mir verabredet, daß wir unseren Meinungskampf vor der Öffentlichkeit aussetzen wollen, statt ihn auf dem Wege der privaten Korrespondenz zu Ende zu führen. Sein Angriff ist in dem Aufsatz: „Der Latifundienmarx“ in der „Zukunft“ vom sechzehnten Juli 1898 erfolgt; so ist jetzt die Reihe an mir zu Parade und Gegenstoß.

Mein freundlicher Gegner hat die Unterschiede unserer Auffassung so scharf betont, daß es für fernere Stehende fast den Anschein haben könnte, als ständen wir auf dem Pol und Antipol der soziologischen Wissenschaft. Davon ist aber durchaus nicht die Rede. Wir haben in allen wesentlichen Dingen die selben Ueberzeugungen, gehen namentlich von einer völlig übereinstimmenden Grundauffassung aus und unterscheiden uns nur in den letzten praktischen Schlüssen, die wir ziehen. Es sei mir gestattet, zuerst das Gemeinsame kurz festzustellen, um sozusagen die Arena des Turniers abzugrenzen, und dann den Nachweis zu versuchen, daß meines Gegners Pessimismus theils auf logischen Fehlern, theils auf Schlüssen aus ungenügendem Thatfachenmaterial beruht.

Gumpłowicz ist, wie ich, Verehrter der „heroischen Geschichtsauffassung“. Ihm erscheint die Geschichte, wie mir, als ein Naturvorgang, der sich mit Notwendigkeit vollzieht. Wir weisen Beide die geschichtliche Bedeutung übernatürlicher Mächte ab, leugnen, daß Fürsten, Feldherren, Priestern und Denkern ur-sächliche Bedeutung im geschichtlichen Geschehen zukomme, und weisen ihnen höchstens die Rolle veranlassender Kräfte zu. Wir haben ferner die gleiche Staats- und Rechtsauffassung. Uns ist die rousseauische Konstruktion eines angeborenen „Naturrechtes“ eine haltlose Gedankenpielerei, die Entstehung des Staates aus einem „sozialen Kontrakt“ ein unhistorischer Unsinn. Für uns ist jeder Staat aus Unterwerfung und darauf folgender politischer und wirtschaftlicher Ausbeutung einer Menschengruppe durch die andere entstanden; für uns ist jedes Recht und jede Verfassung nichts Anderes als die äußere Projektion, die sichtbare Formulierung des jeweiligen Kräfte- und Besitzstandes der verschiedenen, im Staat mit und von einander lebenden Rassen oder Klassen. Ich habe ferner an Gumpłowicz einen Kampfhelfer in meiner sonst so heftig angegriffenen geschichtlich-ökonomischen Auffassung des Großgrundeigentumes. Er sagt (in seinem „Grundriß“) ausdrücklich, daß „es sich nur mit der Herrschaft einer Menschengruppe über die andere und zwar als Mittel bildet, die Herrschaft aufrecht zu erhalten.“ Wir sind schließlich Beide entschiedene „Deterministen“. Diese weitgehende Uebereinstimmung unserer Grundauffassung weist uns unseren Platz unter dem selben Banner in dem selben wissenschaftlichen Lager an, bei den Kämpfern für die moderne Geschichtswissenschaft, die heute zwar schon ihren Sieg über die ältere Geschichtschreibung als entschieden ansehen darf, die aber noch immer Verfolgungsgesichte zu liefern und viele Hochburgen hartnäckiger Gegner zu stürmen hat.

Mein Gegner hat es für zweckmäßig gehalten, statt dieser entscheidenden Gemeinsamkeit der Stellung die viel weniger wichtigen Unterschiede der Schlussfolgerungen besonders herauszuheben, die sich kurz dahin präzisieren lassen, daß er Pessimist ist, während ich einem, um mit Schopenhauer zu reden, geradezu rucklosen Optimismus huldige. Er stellt es ja so dar, als handle es sich hier

hauptsächlich um den verschiedenen point de vue zweier Temperamente, des melancholisch-cholerischen auf seiner, des Alten, des sanguinischen auf meiner, des Jungen, Seite, läßt aber durchblicken, daß eine streng wissenschaftliche Betrachtung doch eigentlich nur zu einem trüben Weltbilde auch für die Zukunft kommen könne. Ich habe in meinem angegriffenen Werke mich nun gerade bemüht, diese brennendste Frage, die der Zukunftsgestaltung, dem Schiedspruch der Temperamente zu entziehen und mit logischen und geschichtlichen Argumenten anzufassen, die nicht mehr subjektiven, sondern objektiven Entscheidungswerth haben. Von diesem Standpunkt aus bin ich dann zu meiner optimistischen Prognose gelangt. Diese Argumente, die Gumplowicz theils gar nicht erwähnt, theils nur gestreift, jedenfalls aber nicht widerlegt hat, möchte ich hier kurz wiederholen.

Der erste Grund, weshalb ich soziologischer Optimist bin, liegt in meiner Stellung als „Organist“. Mit diesem schrecklichen Wort bezeichnet man neuerdings die Anhänger der Auffassung, die die „Gesellschaften“ als echte, lebende Wesen, als Organismen, betrachtet. Mir will scheinen, als wenn gewisse Thatsachen der Bevölkerungsbewegung und der Moralstatistik von jedem anderen Standpunkt aus schlechthin unverständlich bleiben müssen.*) Als Organist bin ich eo ipso Harmonist, denn ein gesundes Lebewesen ist ohne Harmonie der Funktionen nicht denkbar. Gumplowicz ist ein energischer Gegner des „Organismus“. Bei Licht besehen, wendet er sich aber nirgends gegen die Theorie an sich, sondern einzig und allein gegen ihre bisher vorherrschende Ausgestaltung, die ich in voller Uebereinstimmung mit ihm als Auswuchs bezeichne. Die herrschende bio-soziologische Theorie setzt die Gesellschaft einem menschlichen Individuum gleich, d. h. vergleicht Unvergleichbares. Denn die Gesellschaft ist der Dauer fähig, das Individuum nothwendiger Weise endlich, jene ist „Substanz“, dieses „Modus“, jene das Leben selbst, dieses nur seine zeitliche und räumliche Erscheinungsform. Sie sind schlechtweg inkommensurabel.

Dem gegenüber fasse ich die Gesellschaft als einen Kollektivorganismus. Ich vindicire ihr nur jene Thatsachen des anatomischen Aufbaues und der physiologischen Funktion, die allen Organismen ohne Ausnahme zukommen; anatomisch: die Integration von „Zellen“ zu „Organen“, von Organen zum Gesamtkörper; und physiologisch: die Anpassung an wechselnde Bedingungen der äußeren Welt durch selbstthätige Regulirung der inneren Organthätigkeit. Ich lasse Parallelen mit einem speziellen Einzelorganismus, z. B. dem menschlichen, nur als Vergleich, als verdeutlichendes Bild, zu. Gumplowicz, der den viel weitergehenden Organismus Spencers als harmlos zuläßt, kann gegen meine vorsichtigeren Fassung kaum Anstände erheben und hat jedenfalls keinen Versuch gemacht, sie zu widerlegen. Sein stärkstes Argument ist, daß die von ihm nachgewiesene regelmäßige Entstehung der „Gesellschaft“ durch Verschmelzung zweier „heterogenen“ Bestandtheile, nämlich einer unterworfenen und einer erobernden Menschengruppe, zu einem „Staatskörper“ diese organische Auffassung von vorn herein ausschließe. Hier aber hat ihm seine nur sehr äußerlich angelegnete naturwissenschaftliche Schulung einen bösen Streich gespielt. Denn diese Entstehung der „Gesellschaft“ ist mit dem Organismus durchaus vereinbar, und zwar nicht nur

*) S. die Einleitung meiner „Siedlungsgenossenschaft“, Leipzig 1896.

mit der kollektiv-organischen, sondern sogar mit der individual-organischen Auffassung. Jeder höhere thierische Organismus entsteht gleichfalls dadurch, daß auf ein ruhendes „passives“ Element, das Eichen (Ovulum), ein bewegliches „aktives“ Element, das Spermatozoid aufsteht, eindringt und mit ihm zu einer neuen Einheit verschmilzt, gerade wie der nomadisirende Erobererstamm mit dem unterworfenen Ackerstamm. Ohne diese äußere Vereinigung „heterogener“ Elemente entsteht also so wenig ein Organismus wie ein „Staat“.

Aber Gumpowicz will mir schließlich zugeben, daß die Gesellschaft ein Organismus, bestreitet mir dann aber die Feststellung, daß sie „krank“ sei. Er hält den bestehenden Zustand der politischen Beherrschung und wirthschaftlichen „Ausbeutung“ der Volksmasse durch wenige Bevorrechtete für den einzig möglichen, also nicht für pathologisch, sondern für physiologisch. Es muß zugegeben werden, daß diese Auffassung viel für sich zu haben scheint, nämlich die historische Erfahrung. Es hat bisher thatsächlich niemals ein Staatswesen gegeben, das von Klassenherrschaft und Massenausbeutung gänzlich frei gewesen wäre. Der Schluß scheint sich aufzudrängen, daß ein von diesen Dingen freies Gemeinwesen auch in alle Zukunft unmbglich sein müsse. Und trotzdem beruht diese pessimistische Auffassung auf einem Mangel an nationalökonomischem Verständniß, das ich noch an anderen Punkten werde nachzuweisen haben. Gumpowicz hat Das noch nicht empfunden, was ich in Analogie des berühmten „philosophischen Erstaunens“ als das „nationalökonomische Erstaunen“ bezeichnen möchte. Er hat den tiefen Unterschied noch gar nicht begriffen, der unsere Wirtschaftsgestaltung von den Oekonomien der Vergangenheit trennt. Er sieht nur, daß wir heute so gut Armuth und Noth der großen Masse haben wie im Alterthum und einem Theile des Mittelalters, und glaubt deshalb, daß die Organisation der Volkswirtschaft jetzt im Wesentlichen die selbe sei wie in der Vorzeit. Er weiß aber nicht, daß die Armuth der Vergangenheit logisch und nothwendig war, weil sie Ausfluß einer Unterproduktion war: es wurde pro Kopf der Bevölkerung nicht genug an Befriedigungsmitteln hergestellt, um Alle behaglich zu versorgen: in unserer Zeit aber bestehen Armuth und Noth bei Ueberproduktion: es ist seit der Ausbildung der Maschinenteknik durchaus möglich, pro Kopf der Bevölkerung genug an Befriedigungsmitteln herzustellen, um Alle im Komfort zu erhalten; und seitdem sind Armuth und Noth unlogisch und überflüssig geworden. Mein Gegner hat den ungeheuren Unterschied nie begriffen, daß die Vorzeit verbrauchen durfte, was sie herstellen konnte, während wir nicht mehr herstellen können, als wir verbrauchen dürfen. Ehemals stieß die Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse an eine natürliche Grenze, an die Unvollkommenheit der Erzeugungskraft: heute stößt sie an eine künstliche Grenze, an die durch unser Lohnsystem künstlich niedergehaltene Kaufkraft der Volksmasse. Wer diesen Gegensatz, der die gewaltigste Revolution der bekannten Menschengeschichte enthält, nicht einmal ahnt, kann natürlich auch nicht einsehen, daß hier eine Krankheit des Gesellschaftkörpers besteht. Denn was jetzt Krankheit ist, war einst in der That Gesundheit: die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, die heute Kulturhinderniß geworden ist, war früher, sowohl in der Form der Sklaverei als der Hörigkeit, Kulturförderung. So lange sie kulturfördernd wirkte, war der auf Sklavenarbeit aufgebaute Wirtschafts- und Gesellschaftskörper thatsächlich gesund; seit sie Kultur-

hinderniß ward, ist er als „krank“ zu bezeichnen. Ich habe die Sklaverei und einen Bastard, das Großgrundbesitzthum, mit den Milchzähnen des jungen Kindes verglichen; sie sind ein notwendiges Organ der ersten Lebensjahre, werden zur Zeit der Reife aber nicht nur überflüssig, sondern geradezu Hinderniß der weiteren Entwicklung, das auch unter Schmerzen und anderen Erscheinungen der „Krankheit“ ausgestoßen werden muß, damit der erwachsene Körper wieder in voller Harmonie der Funktionen seine Anpassung an die wechselnden Außenbedingungen vollziehen könne.

Nun ist es mir ja zu meiner großen Freude gelungen, meinen Gegner zu überzeugen, daß die von mir entwickelte Ableitung und ursächliche Verknüpfung der sozialen Leiden richtig ist. „Der Landbaron“ — besser: die „Zunachstrente“ —, drückt auf seinem Großgrundbesitz den Bauern: nun flieht der gedrückte Menschenstrom in die Städte. Hier wartet seiner schon der schlaue Industriearbeiter, um den hilflosen Menschenstrom in die bereit gehaltenen Ninnfale zu fassen und ihn auf die Räder seiner Fabrik zu leiten, um da durch ihn seine Maschinen treiben zu lassen. Marx eiferte gegen die böse Plusmacherei der Industriearbeiter; Oppenheimer faßt die causa morbi noch tiefer. Er meint: Schaffen wir jenen Hochdruck an der Quelle ab, heben wir den Großgrundbesitz auf, dann flieht der hilflose Menschenstrom nicht in die Städte, dann hat der Industriearbeiter das Nachsehen, dann laufen zwei Unternehmer einem Arbeiter nach, nicht zwei Arbeiter einem Unternehmer.“ Das ist eine knappere und anschaulichere Darstellung meiner Theorie, als sie mir selbst geglückt ist. Und trotzdem bleibt Gumpłowicz überzeugt, daß die „ausschließlich menschliche Kunst der Ausbeutung des Menschen“ unausrottbar ist, daß sie, die der „innerste Motor aller menschlichen Geschichte ist, in irgend einer bisher noch ungeahnten Gestalt uns entgegentreten wird.“ Das ist der Pessimismus quand même.

Daß dieser Pessimismus unpraktisch, unlogisch, unpsychologisch und unhistorisch ist, möchte ich jetzt nachzuweisen unternehmen.

Er ist unpraktisch. Denn, wenn Gumpłowicz mir zugiebt, daß alle augenblicklich erkennbaren gesellschaftlichen Leiden der Menschheit darauf beruhen, daß das Großgrundbesitzthum als Rest der Sklavenwirtschaft in der freien Tauschwirtschaft noch vorhanden ist, so ergibt sich für Pessimisten wie für Optimisten nur eine denkbare Aufgabe, nämlich, diesen Störenfried so schnell wie möglich zu beseitigen. Ob die künftigen Generationen an neuen, uns noch unbekanntem Gaben aus Pandoras Büchse sich werden plagen müssen, geht uns nicht an. Lassen wir der Nachwelt ihre Sorgen und arbeiten wir für die Mitwelt!

Dieser Pessimismus ist auch nicht logisch. Denn der Schluß aus der Vergangenheit in die Zukunft ist ein Analogieschluß, der jeder Beweiskraft entbehrt. Wer aus der von mir in vollem Umfange zugegebenen Thatsache, daß bisher noch kein Staatswesen ohne „Ausbeutung“ bestanden hat, den Schluß ziehen will, daß ein solches auch in Zukunft nicht bestehen kann, hat nur dann eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich, wenn er den Nachweis führt, daß die Bedingungen, aus denen die „Ausbeutung“ folgt, „ewig menschliche“ sind. Gumpłowicz nimmt Das ohne Weiteres an und bleibt damit weit hinter dem ersten Denker über soziologische Dinge zurück, hinter Aristoteles, der vor nunmehr 2300 Jahren aussprach, daß die Sklaverei entbehrlich sein werde, „wenn der Pflug ohne Stier seine Furchen ziehe und das Webergeschiffchen ohne den Weber hin- und herschieße.“

Gumplowicz glaubt, in der allgemein-menschlichen Charakteranlage, in der „Moral“, die Ursache der Ausbeutung entdeckt zu haben. Dieses Gebiet „scheint ihm an dem allgemeinen Fortschritt nicht theilzunehmen“ und darum glaubt er auch nicht an ein Aufhören der „Ausbeutung“, an eine Gesellschaft ohne Klassenunterschiede. Das scheint vollkommen logisch. Nur ist diese blendende Schlussfolgerung, bei Licht besehen, die schönste *potitio principii*, zu der jemals einen temperamentvollen Denker sein Temperament verführt hat. Es handelt sich ja gerade um die Frage, ob die Menschennatur zur „Ausbeutung“ prädestinirt sei oder nicht. Gumplowicz hat das zu Beweisende als bewiesen unterstellt. Aber ich nehme einen Standpunkt ein, der von dieser Schlussfolgerung nicht berührt würde, selbst wenn sie keine *potitio principii*, sondern formell richtig wäre. Ich gehöre nämlich nicht zu den „Zungen“, nicht zu den „Sozialethikern“. Ich erwarte durchaus nichts von einem Fortschritt der „Moral“, aus dem einfachen Grunde, weil ich mit Gumplowicz die Moral für das Sekundäre, die That, die Handlung aber für das Primäre halte. „Naturgesetzlich handelt der Mensch und menschlich denkt er hinterdrein.“*) Und dieses Naturgesetz des menschlichen Handelns, vor jeder moralischen Reflexion, habe ich nie anders aufgefaßt, als daß der Mensch im Durchschnitt und als Masse handelt, wie es ihm in seinem eigenen augenblicklichen Vortheil zu liegen scheint. Ich erwarte von ihm in jeder Gesellschaftsform nichts Anderes, als daß er seinem „Nächsten“ so viel Schaden thut, wie sein eigener Vortheil es ihm nahelegt. Diesen „empirischen“ Charakter halte ich für unveränderlich. Ich glaube nicht, daß ich in dieser pessimistischen Einschätzung selbst von meinem Gegner zu übertreffen bin. Wenn ich trotzdem zu meinem Optimismus in Bezug auf die zukünftige harmonische Gestaltung der menschlichen Gesellschaft gelange, so liegt es daran, daß ich allerdings nicht glaube, der Mensch werde seinem „Nächsten“ auch dann Schaden zufügen, wenn er sich selbst damit schaden werde. Ich glaube, daß der Mensch im Durchschnitt und als Masse nicht von Bosheit motivirt wird, sondern von einem freilich durchaus rücksichtslosen Egoismus. Gumplowicz wird natürlich auch zu keiner anderen Meinung kommen, wenn er sich die Frage der Motivation der bisherigen durchschnittlichen menschlichen Handlungsweise vorlegt. Das aber hat er nicht gethan; und deshalb ist sein Pessimismus drittens unpsychologisch.

Er stellt sich hier in einen merkwürdigen Gegensatz zu seiner eigenen Grundauffassung. Er ist entschlossener Determinist, d. h. glaubt, daß der Mensch naturgesetzlich handle. Er folgt dem Gesetz des Selbstinteresses, wie es Adam Smith nannte, dem „Gesetz der Strömung“ zum Ort des geringeren Druckes, wie ich es genannt habe. So lange er unter Bedingungen steht, die ihn veranlassen, seinen Nutzen im Schaden seiner Mitmenschen zu suchen, wird er unterjochen und ausbeuten. Wenn es aber möglich ist, ihn unter Bedingungen zu stellen, die ihn veranlassen, seinen Nutzen im Nutzen seiner Mitmenschen zu suchen, wird er, weil er „determinirt“ ist, eben „sozial“, „ethisch“ handeln. Nun ist Gumplowicz augenscheinlich der Ansicht, eine solche Gesellschaft der zweiten Art sei so unidentbar, wie sie bisher unerreichbar war. Das könnte ja sein; aber er wird mir ohne Weiteres zugeben, daß mit dieser exakteren Fragestellung die Frage der

*) Gumplowicz, Grundriß der Soziologie. S. 37.

Zukunftsgestaltung vor ein ganz anderes Forum verwiesen ist. Es handelt sich dann nicht mehr um ein Problem der menschlichen Psychologie, der „Moral“, wie er annimmt, nicht um ein Problem des Subjektes, sondern um eine Frage der menschlichen Staats- und Gesellschaftsorganisation, um ein Problem des Objektes. Es handelt sich nicht mehr um die so viel umstrittene Frage: „Ist der Mensch, wie wir ihn kennen, moralisch reif für eine vollkommene Gesellschaft?“ sondern um die andere Frage: „Ist eine Organisation der Gesellschaft möglich, in der der Egoismus des Einzelnen ihn zwingt, dem Interesse seiner Mitmenschen zu dienen, eine Gesellschaft, in der das Interesse jedes Einzelnen mit dem jedes Anderen und dem der Gesamtheit identisch ist?“ Man sieht, hier ist von „Moral“ gar keine Rede mehr, gar keine Rede mehr von einem „sozialen Menschen“, der sich von dem uns bekannten wesentlich zu unterscheiden hätte.

Um die Frage, ob eine solche neue Organisation der Gesellschaft nun logisch und praktisch möglich sei, zur Entscheidung zu bringen, dazu muß man allerdings weniger Jurist und mehr Volkswirth sein, als mein Gegner es ist. Er steht mit fast der ganzen Nationalökonomie der Gegenwart fest auf dem Boden des „Bevölkerungsgesetzes“ von Malthus, nach dem jede denkbare Gesellschaft der Welt dazu verurtheilt ist, immer und ewig „gegen ihren Nahrungsspielraum zu pressen“. Ich habe den Nachweis geführt, und zwar in meinem angegriffenen Werk selbst, daß dieses „Gesetz“ nur Geltung hat für die sozialen Zustände bis zur Naturalbauernwirtschaft einschließlich, also auf den „Stufen“ der Jäger, Hirten und Bauern, daß es aber außer Wirksamkeit tritt, sobald mit der Entwicklung der Gewerbe und des Handels die Tauschwirtschaft ausgebildet ist. Möglich, daß ihm mein Beweis nicht schlüssig erscheint, obgleich ich ehrlich bekenne, daß ich eine Widerlegung für gänzlich ausgeschlossen halte: dann hätte er die Aufgabe gehabt, den Malthusianismus gegen meinen Angriff wiederherzustellen. Er hat es nicht versucht. Ich bin also berechtigt, diesen nicht bemängelten Beweis als von ihm acceptirt zu betrachten. Und wenn er Das ist, so kann Gumpowicz sich auch nicht weigern, die Konsequenzen daraus zu ziehen. Es ist nämlich klar, daß das Drängen gegen den Nahrungsspielraum auf allen primitiveren Wirtschaftsstufen die Völker zur gewaltsamen Erweiterung ihres Gebietes treiben muß, während auf der Stufe der entwickelten Tauschwirtschaft dieses Motiv des Eroberungskrieges und der Unterjochung gänzlich fehlt. Und eben so klar ist es, daß der Kampf um den vorhandenen Nahrungsspielraum auch innerhalb der einmal vorhandenen Staats- und Gesellschaftsgruppe auf seinen primitiveren Wirtschaftsstufen ganz andere bürgerliche Verhältnisse bedingen muß, als sie der voll entwickelten Tauschwirtschaft eigenthümlich sind. Kurz und gut: ich glaube, nachgewiesen zu haben, daß bei einer bestimmten wirtschaftlichen Entwicklung der „Kampf ums Dasein“, wie ihn das Thier führt, überwunden wird, daß von da aus die Menschheit unter Lebensbedingungen tritt, die sie bisher noch nicht gekannt hat. Gumpowicz hat diesen Beweis nicht angefochten, hält sich aber, ohne Angabe von Gründen, dennoch nicht für überzeugt.

Ich habe nun logisch — durch die Deduktion — und geschichtlich — durch die historische Induktion — den Beweis geführt, daß eine voll entwickelte Tauschwirtschaft, wenn sie von dem letzten Rest der Sklavenwirtschaft, dem Großgrundbesitz, befreit ist, thatsächlich jene bisher für unmöglich gehaltene Dr-

ganisation der Gesellschaft darstellt, in der die Interessen jedes Einzelnen mit denen jedes Anderen und daher der Gesamtheit identisch sind; daß daher hier das naturgesetzliche Handeln des Menschen dahin gerichtet ist, seinen Nutzen im Nutzen und nicht mehr im Schaden seiner Mitmenschen zu suchen. Wenn man meine logische Deduktion nicht widerlegt und meine geschichtliche Auffassung nicht als falsch nachweist, so ist damit dem soziologischen Pessimismus jeder Boden entzogen. Gumpłowicz hat das Erste gar nicht versucht — und auch aus diesem Grunde ist sein Pessimismus unlogisch — und das Zweite mit Argumenten gethan, die beweisen, daß sein Pessimismus viertens auch unhistorisch ist.

Ich habe die Form der menschlichen Wirtschaftsgemeinschaft, in der alle Interessen parallel laufen und daher ein „soziales“, ein „moralisches“ Verhalten herrscht, in meiner „Siedlungsgenossenschaft“ zuerst entdeckt. Es ist die Genossenschaft der Käufer-Verkäufer, scharf zu unterscheiden von der Genossenschaft der kapitalistischen Verkäufer, in der alle Interessen gegen einander laufen und daher ein „antisoziales“, ein „unmoralisches“ Verhalten herrscht. Die Geschichte des Genossenschaftswesens aller Kulturländer, so weit sie bisher vorliegt, hat die theoretische Rechnung bestätigt. Ich habe das gesammte Material in dem genannten Werk zusammengetragen; es sind Thatfachen, bei deren geschichtlicher Darstellung die „Pflege der Ideale“ durchaus keine Rolle gespielt hat und spielen kann, die mein Gegner so sehr fürchtet. Ich habe dann theoretisch den Nachweis geführt, daß jede menschliche Gesellschaft eo ipso eine Genossenschaft von Käufer-Verkäufern darstellen muß, in der „immer zwei Unternehmer einem Arbeiter nachlaufen und sich überbieten“, und daß diese Bedingung überall da erfüllt ist, wo kein „Großgrundeigenthum“ in dem Sinne existirt, daß es wachsende Rente ziehen kann. Mit dieser Theorie stimmten einige „historische“ Thatfachen der jüngsten Vergangenheit überein, die für die bisherige Auffassung schlechthin unverständlich bleiben mußten, wie die Entwicklung der Genossenschaft Mahaline und namentlich der Stadt und Grafschaft Vinsland in Zowa U. S. Auch hier stützte ich mich nur auf verbürgte Thatfachen, nicht aber auf geschichtliche Theorien, die einem „Ideal zur Pflege“ dienen wollten. Dieses gesammte ungeheure historische Thatfachenmaterial existirt für meinen Gegner überhaupt nicht.

Ich habe nun ferner gezeigt, daß in Deutschland einmal eine Periode von vier Jahrhunderten bestanden hat, in der es kein Großgrundeigenthum bezw. keine „Zuwachsrente“ gab, und daß diese Zeit vollkommen der logischen Konstruktion der „reinen“, von Ausbeutung freien Wirtschaft der Käufer-Verkäufergemeinschaft entsprochen hat, eine Zeit „ohne Elend und ohne soziale Frage“, wie sie Gumpłowicz spöttisch nennt. Diesen Beweis meiner Gesammtauffassung „glaubt“ er mir nicht. Warum nicht? Weil ich den „Autoritäten der Geschichtsforschung“ zu viel Glauben geschenkt habe! Ja, wo soll ich denn mein Beweismaterial herholen als von den „Autoritäten der Geschichtsforschung“? Hat Gumpłowicz sein eigenes Material aus der Bibel oder den Beden geschöpft? Besitzt er etwa das Geheimniß der Rückwärtsprophetie? Woher will er umfassende historische Kenntnisse schöpfen als aus den Schriften der Männer, die die Quellen erforscht haben? Kein Historiker kann vom anderen mehr verlangen, als daß er seine Schlüsse nur auf solche Thatfachen stütze, die von mindestens der Mehrheit aller Quellenforscher dieses Gebietes übereinstimmend erhoben sind, und daß er

sich nicht durch einseitige Theorien imponiren lasse. In beiden Punkten hat Gumpłowicz mein Verfahren nicht bemängelt und kann es auch nicht bemängeln, da ich nur ganz gesicherte Thatsachen benutzte und in durchaus neuer Weise ursächlich verbunden habe. Wenn Gumpłowicz mir nachsagt, daß ich „Werke nachbete“, so wird sich Werke selbst wahrscheinlich energisch dagegen verwahren. Er erklärt die Thatsachen jener Zeit aus einem „genossenschaftlichen Geiste“, dessen Existenz ich mit aller mir zur Verfügung stehenden Energie in Abrede stelle.

„Meine Geschichtkenntniß lehrt mich ganz andere Dinge“, sagt mein Gegner. Es thut mir leid, sagen zu müssen, daß ich ihn, wenigstens auf dem Gebiet des Mittelalters, nicht als eine „Autorität der Geschichtsforschung“ anerkennen kann. Er schreibt z. B. in § 135 seines „Staatsrechtes“: „Zwischen dem rechtlosen, gar keine Verwaltungsbefugnisse ausübenden Landvolk und dem Selbst- und Staatsverwaltung ausübenden Adel in der Mitte steht der Bürgerstand. Er hat gar keine oder nur illusorische und höchst unbedeutende politische Rechte, also fast keinen Antheil an der Staatsverwaltung, dagegen Selbstverwaltung“. Diese Charakteristik soll für das „Mittelalter“ gelten, gilt aber, wie jeder Kenner dieser Zeit weiß, allenfalls und mit sehr vielen Einschränkungen nur für das letzte Jahrhundert des Mittelalters, ist aber für die eigentliche Höhe des Mittelalters, vom zehnten bis zum fünfzehnten Jahrhundert, Wort für Wort und Gedanke für Gedanke falsch. Daß das Landvolk „rechtlos“ und ohne „Selbstverwaltung“ gewesen, kann nur Jemand sagen, der nie ein Wort von der glänzenden Geschichte des Hofrechtes vernommen hat; daß der Bürgerstand keinen Antheil an der Staatsverwaltung gehabt, kann nur äußern, wer die süddeutschen Städtebünde und ihre Kriege gegen Reichsfürsten, wer die Hanse u. s. w. ganz aus seinem Gedächtniß fortgewischt hat, ganz zu schweigen von der faktischen Souveränität vieler freien Städte über ihr eigenes Territorium.

Gumpłowicz hat den Versuch nicht gemacht, auch nur eine der von mir angezogenen Thatsachen als falsch nachzuweisen; er hat eben so wenig versucht, die von mir auf Grund eines logischen, von ihm nicht bestrittenen Konons hergestellte Verknüpfung der Thatsachen zu widerlegen. Meine Darstellung erscheint ihm falsch, weil sie nicht zu seinen bisherigen Anschauungen paßt; er müßte seinen Pessimismus aufgeben, wenn er mir Recht geben müßte, und dagegen wehrt er sich natürlich. Man liebt nichts mehr als seine alten Weiden, nach Schopenhauer wird die „Vorstellung“ ohne Weiteres ausgeschaltet, wenn der „Wille“ ins Spiel tritt; und schon Herder schrieb über seine Geschichtsphilosophie das tiefe Wort des Griechen: „Ἐπιπέταται τοῦ ἀληθοῦτος ἐν τῷ πρῶτῳ, ἀλλὰ τὰ ἐπι τῶν πραγμάτων ἕρπονται.“ Ich betrachte also, bis Gumpłowicz selbst oder ein Anderer nicht schwereres Geschütz aus seinem Zeughaus ins Feld führt, den historischen Nachweis der „reinen Wirtschaft ohne Noth und soziale Frage“ nach wie vor als geführt und damit die Furcht als erledigt, was geschehen soll, wenn zwar die Dummen, aber auch die Klugen schlauer werden. Wenn keine „Zuwachsrente“ durch ihren einseitigen Druck mehr die Landbevölkerung in die Städte treibt, wenn dann immer zwei Unternehmer einem Arbeiter nachlaufen, dann kann der schlaueste Schuft der Welt, dann kann Antolykus den Mopsus wohl verbredhentlich, außergesetzlich berauben, betrügen, bestehlen, aber er kann ihn nie mehr gesetzlich „ausbeuten“. Und nur darauf kommt es an.

Die Familie Tolstoi.*)

Die Familie Tolstoi stammt von einem Deutschen namens Heinrich, der nach dem Bericht einer alten Chronik im Jahre 1353 mit seinen beiden Söhnen nach Tschernigow kam. Sein zweiter Sohn Theodor starb kinderlos. Also stammt die ganze Familie von dem zweiten Sohn Konstantin, der sich und seine Nachkommen durch Heirathen mit den ältesten Familien des Landes verband. Graf Leo gehört der zwanzigsten Generation an.

Der erste Graf Tolstoi war Peter Andrejewitsch, Geheimer Rath, Diplomat, Gesandter Rußlands in Konstantinopel, dann Präsident der Handelskammer und Senator. Er wurde am neunten Mai 1724 von Peter dem Ersten zum Grafen ernannt. Sein Leben war recht bewegt. Im Mai 1727 wurde er bei der Thronbesteigung Peters des Zweiten, weil er sich an Hofintriguen betheiliget hatte, seines Grafentitels entkleidet, begrabirt und in das Kloster Solowey verbannt, wo er auch starb, und erst im Jahre 1760 unter der Regierung der Elisabeth Petrowna wurde seinen Nachkommen in der Person seines Enkels Andrei, des Urgroßvaters des Grafen Leo, der Grafentitel wieder verliehen. Andrei (gestorben im Jahre 1808) war der Vater des Grafen Ilja, des berühmten Gouverneurs von Kasan, der vier Kinder hinterließ, zwei Töchter, Alexandra und Pelagia, und zwei Söhne, Ilja, der kinderlos starb, und Nikolaus. Graf Nikolaus (gestorben 1837) war der Vater des Grafen Leo. Er hatte fünf Kinder: Nikolaus (geboren 1823), Sergius (geboren 1826), Dimitri (geboren 1827), Leo (geboren 1828) und eine Tochter Marie (geboren 1830).

Die Person des Grafen Ilja Andrejewitsch, des Großvaters des Grafen Leo, ist dem Leser der Werke des Dichters wohl bekannt, denn dieser läßt ihn unter seinem richtigen Namen in dem Roman: „Krieg und Frieden“ auftreten, in dem er auch seinen Vater in der Figur des Nikolaus Rostow schildert. Ilja Andrejewitsch Tolstoi, geboren 1757, widmete seine Jugend und auch seine späteren Lebensjahre dem Militärdienst. Nach dem Kriege — am fünfzehnten Mai 1815 — wurde er zum Gouverneur von Kasan ernannt und bekleidete diesen Posten fünf Jahre. Da er einen schwachen und unruhigen Charakter und eine recht mittelmäßige Intelligenz besaß, ging es in den sämtlichen Verwaltungsbetrieben seines Gouvernements toll her. Alle Archive der damaligen Zeit liefern die beklagenswertheften Zeugnisse eines Niederganges der Autorität und der daraus folgenden Mißbräuche. Die Sache wurde schließlich höheren Ortes angezeigt

*) Am neunten September unserer Kalenderverrechnung ist Tolstoi siebenzig Jahre alt geworden. Den Lesern der „Zukunft“ — deren Herausgeber früher (in dem Bande „Literatur und Theater“) versucht hat, die Gestalt des großen Epikers und Moralisten in Umrißen wenigstens anzudeuten — ist Tolstoi zu bekannt, als daß es nöthig wäre, ihn in einem der üblichen Feiertagsartikel vorzustellen. Er ist als sittliche Persönlichkeit der gedächte und einheitlichste Repräsentant der slavischen Weltanschauung und seine plastische Kunst kann, ohne daß der Dichter über einen falschen Maßstab klagen dürfte, der Shakespeares verglichen werden. Die kleine Arbeit des moskauer Archivars Zagoskin, der über die Familie Tolstoi einige Daten gesammelt hat, wird deutschen Lesern mancherlei Neues bringen.

und zwei Senatoren wurden nach Kasan entsandt, um dort eine Untersuchung vorzunehmen. Diese Untersuchung scheint die schlimmsten Dinge ans Tageslicht gefördert zu haben, denn das Ende war die Ernennung einer ständigen Kommission und die Absetzung des Grafen Tolstoi. Der Unglückliche konnte seinen Sturz nicht überleben. Er starb zu Beginn des Jahres 1820, wenige Tage nachdem er seine Abberufung erfahren hatte, und man darf mit gutem Grunde annehmen, daß sein Tod nicht so ganz zufällig war.

Er hatte die Prinzessin Nikolajewna Gortschakow geheirathet, die ihm vier Kinder schenkte. Sein ältester Sohn Nikolaus, der Vater des Grafen Leo, wurde im Jahre 1797 geboren. Ich hatte das Glück, in den Archiven der Universität Kasan ein offizielles Schriftstück aufzufinden, das eine genaue Angabe seiner dienstlichen Stellung liefert. Dieses Dokument, das übrigens auch zeigt, in welchem Umfange Graf Leo die wahre Geschichte seiner Familie in seinen Romanen benutzt hat, ist vom neunundzwanzigsten Januar 1825 datirt und lautet: „Der unterzeichnete Oberst Graf Nikolaus Ilitsch Tolstoi, achtundzwanzig Jahre alt, hat den Sankt-Madimir-Orden vierter Klasse erhalten. Er ist adelig, hat aber keine Leibeigenen. Er war zunächst Gouvernementssekretär und ist dann im Jahre 1812 als Kornet in das dritte reguläre Kosaken-Regiment in Irkutsk eingetreten. Noch in dem selben Jahr wurde er zum dort garnisonirenden Infanterie-Regiment versetzt. Am siebenundzwanzigsten April 1813 wurde er zum Lieutenant und am siebenten Oktober zum Major befördert. Mit dem selben Grade ist er im August 1814 in das Regiment der Gardereiter eingetreten. Am vierzehnten März 1819 wurde er mit dem Range eines Obersten pensionirt und zum Unterinspektor der Waisenhausverwaltung in Moskau ernannt. Während seiner Dienstzeit hat er alle Feldzüge bis zum Einzug der russischen Truppen in Paris mitgemacht. Am achten Januar 1824 hat er endgiltig, aus Familienrückichten, seinen Abschied genommen.“

Graf Nikolaus hatte die Prinzessin Maria Nikolajewna Wolkonska geheirathet, die Mutter des Dichters, an die er aber keine Erinnerung bewahrt hat, denn die Gräfin starb im Jahre 1830, als ihr Sohn Leo erst zwei Jahre zählte. Wer wird in ihr nicht die Prinzessin Maria Wolkonska des Romanes: „Krieg und Friede“ wiedererkennen? Dieser Roman zeigt uns die traurige Vermögenslage des Grafen Nikolaus; er zeigt uns auch, wie sie durch seine Heirath mit der Prinzessin Maria verbessert wurde. Der ganze Roman folgt übrigens mit größter Genauigkeit der wirklichen Geschichte der Familie des Dichters. Aus der Heirath mit der Prinzessin Wolkonska stammt das Vermögen des Grafen Tolstoi, einschließlich des Landgutes Jasnaja Poljana, auf dem Graf Leo seit Jahren lebt. Wie das mitgetheilte Dokument beweist, besaß Graf Nikolaus keine Leibeigenen; ein anderes Dokument erzählt dagegen von den zahlreichen Besitzungen seiner Frau und den Tausenden von Seelen, die zu diesen Gütern gehörten.

Von den beiden Tanten des Grafen Leo — mütterlicherseits — hatte die ältere, Alexandra, den Grafen von Osten-Sacken geheirathet. Im Jahre 1837, beim Tode ihres Bruders, erhielt sie die Vormundschaft über seine minderjährigen Kinder. Doch ihre Vormundschaft hörte auf, als ihre Nissen nach Kasan reisten. Sie scheint im Leben des Dichters von da ab keine Rolle mehr gespielt zu haben. Anders liegt der Fall bei der anderen Tante des Grafen Leo, der Gräfin Pelagia, die in Kasan lebte und von 1840 bis 1850 eine bedeutende Rolle spielte. Ihr

Vater, der Gouverneur, hatte sie mit einem seiner Freunde, Wladimir Iwanowitsch Zushlow, verheirathet. Zushlow, ein pensionirter Husarenoberst, der im Jahre 1869 starb, hat das Andenken eines geistig bedeutenden Mannes hinterlassen; er war intelligent und gebildet, dabei aber Spieler, Lebemann und Mädchenjäger. Obwohl er aus sehr guter Familie stammte und schon durch seine Stellung mit der besten Gesellschaft von Kasan in Beziehung gebracht wurde, scheint er doch nicht in den leitenden Kreisen verkehrt zu haben. Seine Frau Pauline, die Tante des Grafen Leo, bildete zu ihrem Gatten den auffallendsten Gegensatz. Diese „gute Tante, das reinste Gewissen von der Welt“, wie sie Graf Tolstoi in seiner „Beichte“, vielleicht etwas ironisch, nennt, hatte aus dem väterlichen Hause alle Traditionen und Gedanken des russischen Adels des vorigen Jahrhunderts mit in ihr späteres Leben hinübergewonnen. Sie scheint sehr gutmüthig gewesen zu sein, besaß aber wohl nur eine mittelmäßige Intelligenz und war stark von Adelsvorurtheilen beeinflusst, was sie oft Unannehmlichkeiten aller Art aussetzte. Ein anderer Zug ihres Charakters war ihre tiefe Religiosität, die schließlich in Bigotterie ausartete. Beim Tode ihres Mannes, 1869, zog sie sich nach Kiew zurück, wo sie ihre Tage in der Zelle eines Klosters beendete. Bei ihr wohnte Graf Leo in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Kasan.

Graf Nikolaus Tolstoi hatte sich, nachdem er 1824 seinen Abschied genommen, nach Jasnaja Poljana, einer Besitzung seiner Gattin, zurückgezogen. Er hatte damals nur ein einziges Kind, seinen Sohn Nikolaus, der im Jahre 1823 geboren wurde. In Jasnaja Poljana wurde nach zwei anderen Söhnen am achtundzwanzigsten August russischen Stils (neunten September) der künftige Dichter von „Krieg und Frieden“ geboren. Zwei Jahre später, 1830, starb die Gräfin Tolstoi, während sie einer Tochter das Leben gab. Ihr Mann überlebte sie nur sieben Jahre. Er starb 1837 und hinterließ fünf Waisen, die der Obhut ihrer Tante, der Gräfin Osten-Sacken, anvertraut wurden. Die fünf Kinder zogen nach Moskau, wo sich der älteste, Nikolaus, auf die Universität vorbereiten sollte. Sie nahmen einen deutschen Lehrer, Theodor Kossel, mit, dessen Bild man in dem Buch des Grafen Tolstoi „Kindheit und Jugend“ wiederfindet. In Moskau erhielt er noch einen französischen Lehrer, einen Herrn Saint-Thomas. Dieser Aufenthalt in Moskau war übrigens von kurzer Dauer, denn wir sehen die Familie bald darauf wieder mit ihrer Tante, der Gräfin Alexandra, in Jasnaja Poljana. Nur der älteste Bruder Nikolaus blieb in Moskau, wo er 1839 die Universität bezog, um Mathematik zu studiren. Als für die anderen Brüder die Zeit herannahte, die Universität zu besuchen, schwankte man zuerst zwischen Moskau und Kasan, entschloß sich aber endlich für Kasan. Dort hielt sich nämlich die nächste Verwandte der jungen Grafen Tolstoi auf, ihre Tante Pauline Zushlow. Um die selbe Zeit setzte auch der älteste Bruder Nikolaus seine Studien an der Universität Kasan fort, nachdem er in Moskau im Examen durchgefallen war. Alle Drei blieben bis 1847 auf der Universität Kasan, dann verließen sie diese Stadt.

Graf Leo wählte im Gegensatz zu seinen Brüdern die orientalischen Sprachen zum Studium. Zwei Jahre, von 1842 bis 1844, bereitete er sich auf das Abiturientenexamen vor und besuchte zu diesem Zweck das erste Gymnasium von Kasan. Er mußte bei der Prüfung die Elemente des Arabischen und Tatarischen bereits gut kennen, abgesehen von den klassischen Fächern, in denen er namentlich den

Unterricht seines französischen Professors Saint-Thomas erhielt, der mit ihm nach Kasan gekommen war. Daß der junge Mann die orientalischen Sprachen zum Studium wählte, wird weniger überraschend erscheinen, wenn man sich erinnert, daß diese Fakultät damals in Kasan von den berühmtesten Lehrern vertreten wurde und daß es in ganz Rußland keinen anderen so bedeutenden Lehrkörper gab. Erst im Jahre 1854 siedelte die Fakultät der orientalischen Sprachen von Kasan nach Petersburg über, wo ihr übrigens nicht die selbe Geltung beschieden sein sollte wie in der Provinzialstadt.

Um mehr Aussicht zu haben, zur Universität zugelassen zu werden, besuchte der junge Tolstoj, wie viele seiner Kollegen, häufig den Sekretär der Fakultät, B. A. Schojew. Dort lernte ihn in den ersten Monaten des Jahres 1844 ein anderer Kandidat kennen, B. A. Razarjew, der über diese Jugendjahre des Grafen Tolstoj interessante Erinnerungen hinterlassen hat, denen jedoch der augenscheinliche Stempel der Feindseligkeit aufgedrückt ist. Razarjew beschreibt den unangenehmen Eindruck, den „dieser junge Aristokrat mit den geschittelten Haaren, dem durchdringenden Ausdruck seiner kleinen Augen und der mütterlichen Kälte seiner Manieren“ auf ihn machte, und fügt hinzu: „Es war das erste Mal, daß ich einen jungen Menschen sah, der von dem Gefühl seiner Bedeutung so durchdrungen war und eine solche Selbstgefälligkeit zur Schau trug.“

Am neunundzwanzigsten Mai 1844 fand die Aufnahmeprüfung statt und Graf Tolstoj erzählt selbst in seinen Jugenderinnerungen, wie er im schwarzen Frack, eine Blume im Knopfloch, mit allen Zeichen einer tiefen Verachtung für die plebejische Schaar seiner Lehrer und Kameraden in den Saal trat. Ich habe in den Archiven der Universität alle Aufzeichnungen über diese Prüfung gefunden. Der junge Graf bestand in einzelnen Fächern glänzend und war in anderen völlig ungenügend. Er fiel in Geschichte, in Geographie, in Physik und im Griechischen durch, hatte aber ausgezeichnete Noten im Arabischen, Tatarischen, Französischen, Deutschen, Englischen, in der Philosophie und im deutschen Aufsatz. Das Resultat der Prüfung war ein Durchfall; doch drei Monate später bestand der Graf ein neues Examen und war nun reif für die Universität.

Nach der Prüfung scheint er sich nicht besonders um seine Pflichten als Student gekümmert und nur daran gedacht haben, sich der gesellschaftlichen Genüsse zu erfreuen, die die vornehme Welt von Kasan im Ueberfluß bot. Er hatte sich die aristokratischen Ideen seiner Tante Pauline zu eigen gemacht. Er war durchaus nicht schön, kleidete sich aber elegant und alle seine Universitätskameraden sagen einstimmig, daß er ihnen gegenüber eine kalte und hochmüthige Haltung zur Schau trug; „er machte“, so erzählt einer von ihnen, „auf uns den Eindruck eines Originals und wir nannten ihn den Philosophen oder den schönen Leo“.

Seine Brüder waren sehr verschieden geartet. Sergei war der Typus des Lebemanns, des galanten Studenten und Ritters der Damen. Er hat sich später mit einer Zigeunerin, einer Theaterchoristin, verheiratet und hatte schon damals in Kasan so beträchtliche Schulden gemacht, daß er die Stadt verlassen mußte. Dimitri dagegen war ein Mystiker, er floh die Welt, machte alle religiösen Übungen mit, fastete und führte ein durchaus reines Leben. Sein Bruder erzählt, wie man, um ihn zu veranlassen, tanzen zu lernen, ihm das Beispiel Davids anführen mußte, der vor der Bundeslade getanzt hatte. Leos Leben dagegen war durchaus weltlich.

Sein erstes Examen fiel so kläglich aus, daß er nicht einmal daran denken konnte, ein zweites Jahr in der selben Fakultät zu bleiben. Er verzichtete auf die orientalischen Sprachen und ließ sich für die juristische Fakultät einschreiben.

Im Gegensatz zu der Fakultät der orientalischen Sprachen war die juristische Fakultät von Kasan in ziemlich traurigem Zustande. Kein Wunder daher, daß der junge Leo Tolstoi sofort jedes Interesse an den Rechtsstudien verlor und sich noch leidenschaftlicher als in den früheren Jahren in die gesellschaftlichen Vergnügungen stürzte. Der junge Student fehlte bei keinem Fest. Wir finden seinen Namen auch in einer kurzen Liste von Studenten, die zu einem vom Gouverneur zu Ehren des Großherzogs Maximilian von Leuchtenberg veranstalteten Fest eingeladen wurden.

Es kam der Monat Januar und mit ihm die Semesterprüfung. Der Durchfall des jungen Grafen war unzweideutig. Die Professoren der Theologie und der römischen Geschichte erklärten, er habe ihre Vorlesungen überhaupt niemals besucht, und nur im Deutschen bekam er eine gute Censur. Er ließ sich aber dadurch in seinen gesellschaftlichen Vergnügungen nicht stören. Im Frühling des Jahres 1846 wirkte er in Lebenden Bildern mit, die im großen Saale der Universität zu einem wohlthätigen Zweck gestellt wurden. Er spielte dabei die Rolle eines jungen Bauern und die Kasaner Zeitung berichtet, daß er sich mit einem Professor der französischen Sprache, Herrn de Plagny, in die Ehren des Festes getheilt habe. Dennoch bestand er nun am Ende des Jahres das Examen. Er bekam eine vorzügliche Censur in Logik und Psychologie und in allen übrigen Fächern genügende Noten. Bei dem Semesterexamen des Jahres 1847 aber fiel er wieder völlig durch; hier die Liste seiner Censuren:

Kaiserlich-russisches Recht: 4.

Encyclopädie des Rechtes: 4.

Geschichte des russischen Rechtes: 2.

Römisches Recht (keine Censur).

Deutsche Sprache (nicht zum Unterricht gekommen).

Russische Geschichte: ungenügend.

Allgemeine Geschichte: ungenügend.

Bei solchen Censuren durfte er natürlich nicht an das Examen des nächsten Jahres denken und ich fand in den Akten einen Brief, den er am zwölften April 1847 an den Rektor der Universität richtete: „In Anbetracht meines Gesundheitszustandes und aus Familienrücksichten kann ich meine Studien an der Universität nicht fortsetzen. Ich bitte Ew. Excellenz ganz ergebenst, mich aus der Zahl der Studenten streichen und mir meine Papiere zurückgeben zu lassen.

Graf Leo Tolstoi.

Das geschah am vierzehnten April. Tolstoi hatte aufgehört, Student zu sein. Er wartete nicht einmal, bis seine beiden Brüder Sergei und Dimitri ihre Examina bestanden, sondern verließ Kasan, um nach Zasnaja Poljana zurückzukehren, das er sein ganzes Leben lang leidenschaftlich geliebt zu haben scheint. Am Tage seiner Abreise kamen seine Freunde zu ihm, um ihm Lebewohl zu sagen. Ob sie wohl ahnten, daß dieser dicke, ungraziöse junge Mensch, der nichts als das Andenken eines Faulenzers hinterließ, fünfundsiebenzig Jahre später einer der berühmtesten Männer von ganz Europa sein würde?



Pariser Börseleben.

Da die neuesten politischen Vorgänge auch die Aufmerksamkeit der Börsen wieder einmal nach Paris gelenkt haben, ist es vielleicht gut, den falschen Glauben zu zerstören, daß der Schwerpunkt der internationalen Finanzgeschäfte sich immer mehr von Paris nach Berlin verschiebe. Das wird, trotzdem die französischen Bankleute jetzt nicht sehr thätig sind, nicht geschehen. Denn erstens ist an der Seine stets das billigste Geld zu haben; zweitens werden die französischen Institute nicht, wie seit Jahren die deutschen, völlig von ihrer Industrie in Anspruch genommen; und drittens ist dort noch die alte Kombination von Diplomatie und Finanz zu finden, die bei uns nicht recht aufkommen will. Wer die Lebhaftigkeit der französischen Banken nach ihrer eigentlichen Spitze, den Rothschilds, beurtheilt, würde sich irren. In diesem Welthause soll tiefste Stille herrschen; es ist von den Antisemiten eingeschüchtert, scheut sich, bei großen Geschäften persönlich hervorzutreten, und begnügt sich mit einer Vermögensverzinsung von zwei Prozent. Die anderen „feinen“ Privatbankiers, die weniger von Drumont angegriffen werden, verbergen ihre Unternehmungslust nicht. Mitunter erzählt man, daß Bankiers, die einen Reutentitre von einer Million (Das bedeutet ein Kapital von 30 Millionen) unter Glas und Rahmen in ihrem Hause hängen haben, Besitzer von 40 000 Aktien der Spielbank von Monaco sind. Die Hauptbanken, das Comptoir d'Escompte, der Crédit Lyonnais, die Société Générale, der Crédit Industriel u. s. w., dehnen ihre Geschäfte täglich mehr aus; dabei unterstützt sie natürlich die Centralisation des Landes. Wenn man bedenkt, daß, während unsere Reichsbank heute 292 Niederlassungen hat, der Crédit Lyonnais und die Société Générale etwa 250 Filialen und Agenturen zählen, dann sieht man, wie weit sich das Netz dort dehnt. Paris allein hat mehr als zwanzig Wechselstuben dieser Banken; in allen findet man eine Karte von Paris, auf der die zur Firma gehörigen Geschäftsstellen markirt sind. Jeden Abend bringen die Wagen der Bank die Kassen und Portefeuilles in die Centrale zurück. Diese Filialen haben das den Franzosen seit langen Jahren liebe Depositenystem immer weiter ausgebildet. Die Deutsche Bank hatte Ende 1897 etwa 102 Millionen Depositen; dagegen zeigen die letzten Ausweise der Société Générale für 180, die des Crédit Lyonnais für 800 Millionen Francs Baardepositen. Sie werden auf Check-Conto mit $\frac{1}{2}$, höchstens 1 Prozent verzinst; die Banken legen diese Gelder wieder in Reports zu mindestens 3 Prozent an und können sie zu jedem Medio und Ultimo zurückerhalten.

In diesen ungeheuren Zuflüssen, die fast nie eine Unterbrechung erleiden, liegt auch die Anziehungskraft von Paris für alle nur möglichen Anleiheversuche. Deutschland, das in einem gesunderen Streben sich nur Arbeit zu schaffen sucht, kommt bei den „Studienreisen“ russischer Bankdirektoren, portugiesischer Finanzgrafen, südamerikanischer Exminister u. s. w. kaum in zweiter Linie in Betracht. Wenn die Rumänen ihre Anleihen konvertiren wollen, so gehen sie zur Diskontogesellschaft; wollen sie aber Zuckerfabriken gründen, so schreiben sie nach Paris. Dort weiß man, daß diese Industrie von einer sehr hübschen Fabrikationsprämie Jahre lang leben kann, und giebt deshalb mit Vergnügen jede Summe zur Errichtung solcher Fabriken, ohne nach dem eigentlichen Bedürfniß erst zu fragen. Warum diese Transaktion vor einiger Zeit nicht zu Stande kam, weiß man noch

heute nicht. Jedenfalls sind für alle Arten industrieller Unternehmungen die Millionen in Paris reichlich zu haben und die Vermittler werden von den Banken geradezu aufgesucht. Schwierigkeiten macht nur die Abneigung gegen leitende Kräfte aus der Fremde, obwohl die französische Technik kaum ohne solche Leute fertig werden kann. Man weist durchaus nicht nur Deutsche zurück und fast scheint es mir, als ob in diesem Chauvinismus ein Stück Berechnung sei: die eben so schlaue wie verständliche Absicht, gut dotirte Posten nur den eigenen Landsleuten zuzufangen.

Natürlich giebt es auch Gebiete, die eine Weile überfüllt sind. So waren die Belgier, seit sich ihre Montanleute — und nachher auch andere Industrielle — in Rußland festgesetzt hatten, dreimal mit russischen Papieren aller Art „voll“ und wandten sich vergebens nach Paris, wo damals das Publikum mit russischen Werthen überfüllt war. Erst später wurde es den Herren in Lüttich, Antwerpen und Brüssel möglich, französische Pilsse zu erlangen. Dieses sähle Ausfahren in großen und kostspieligen Geschäften wird jetzt auch als Beweis dafür angeführt, daß die Belgier reich sind und an einer belebten brüsseler Börse gern spekuliren würden. Das ist, wie mir scheint, aber eine etwas gewagte Schlussfolgerung.

Das französische Kapital weist Russen noch nicht zurück; nur hat sich die Aufnahmefähigkeit sichtlich vermindert, weil eben schon zu viele russische Papiere da sind und der Enthusiasmus für das „allirte“ Vaterland nicht mehr ganz so heiß wie früher ist. Man sieht durchaus nicht neidisch nach Berlin, wenn Herr Witte dort neue Eisenbahnprioritäten unterbringt. Dafür nehmen die Franzosen vom Osten mehr industrielle Obligationen; bei den ungeheuren Aufträgen für die russische Marine hat es sich gezeigt, daß die französischen Werke ein kapitalistisches Entgegenkommen zeigen, das die Deutschen nicht bewilligen und nicht zu bewilligen brauchen. Es sieht fast so aus, als ob das Ministerium Briffon diese Aufträge, um populärer zu werden, gewünscht und einige Finanzkräfte überredet habe, ihren slavischen Freunden den neuen Kriegshafen im Riesenmaßstabe von Portsmouth zu finanziren. Herr Witte hat den Anleihecredit seines Landes, dank der Franzosenfreundschaft, von 5 auf 3½ Prozent herunterzubringen vermocht. Das genügt ihm. Neue Unterhandlungen scheinen nur bei der Société Générale und der Banque Internationale versucht worden zu sein. Der eiserne Bestand an Rentenwertzen, den die französischen Rentner seit Deutschlands berühmten Verkäufen sich angelegt haben, würde in dem Augenblick unerkäuflich sein, wo man sich dieser Milliarden ernstlich entledigen wollte; es gäbe einfach eine Katastrophe. Ich führe Das nur an, weil kleinliche Rechner auch nach Bismarcks Tode noch den weisen Feldzug gegen die russischen Staatsfonds als einen Fehler nachzuweisen versuchten.

Wachstenswerth ist das kluge System, nach dem die Banken ihr Publikum zu Anleihen heranziehen, ohne die Agents de Changes und die Zeitungen zu benutzen. In solchen Fällen werden meist die Leiter der Wechselstuben und Filialen einberufen und persönlich mit Instruktionen versehen. Dann wird der Prospekt auf Holz geklebt und, mit einem 25 Centimes-Stempel versehen, vor die Thür der Kontore gehängt; die Vorübergehenden können darunter lesen, daß die neue Anleihe an allen Schaltern der Bank zu kaufen sei. So entstehen Hunderte von Zeichnungstellen und man muß die französischen Kapitalisten und ihren Heerdentrieb kennen, um die glänzenden Erfolge solcher Subskriptionen zu begreifen. Wäre das deutsche Publikum bei Emissionen an so einfache Behandlung, statt

an den sehr fragwürdigen Pomp von Annoncen und Waschzetteln, gewöhnt, dann ginge die Sache wohl auch bei uns. Die Verantwortlichkeit des Aufsichtsrathes ist nach dem französischen Gesetz viel sicherer als nach dem deutschen zu fassen. Bei ihrem System schlagen die Banken zwei Fliegen mit einer Klappe. Sie übergehen den offiziellen Makler und ersparen die Zeitungen. Daher auch die Erbitterung dieser Makler, die sich nur scheinbar gegen die Coulissenfirmen allein richtet und natürlich Unterstützung in der Presse findet. Ich erinnere daran, daß Panama an „Zeitungsbesen“ ungefähr 25 Millionen gekostet hat und daß es dort drei Preß-Syndikate giebt: für Paris, die Provinz und die Departements. Jedes Syndikat hat einen Vertreter, den man „touchirt“ („on touche un chèque“), da man doch nicht mit jedem einzelnen Blatt verhandeln kann. Die kleineren Blätter sind ja bescheiden, aber es giebt dort Zeitungen, deren Auflage nach unseren Begriffen märchenhaft hoch ist; es ist nicht leicht, mit solchen Größen in Bestechungssachen zu verhandeln. Nicht etwa die Sparsamkeit der Hochfinanz, sondern die Unerfälllichkeit der Zeitungleute hat die Banken endlich zu einer Abwehr gezwungen, nachdem schon vorher manche Anleihe nur an solchen Unkosten gescheitert war. Das hindert aber die Banken nicht, dem wirtschaftlichen Theil der pariser Blätter ein großes monatliches Fixum zu geben (Mensualität); darauf hin werden dann Pachtgesellschaften gegründet, die gegen einen Zins von 80 000 Frcs. und mehr den Handelstheil leiten und ausbeuten.

Diese Methode ist sogar schon zum Metageschäft geworden. Die Firma Bernard & Carpentier hat eine für Paris ganz nützliche Bank gegründet, die Banque Spéciale de Valeurs Industrielles. Das Kapital beträgt 10 Millionen und ist auf drei Jahre syndicirt; trotzdem stehen die Aktien nach fünf Monaten schon 85 Prozent Agio, also höher als z. B. die der Banque de Paris, die doch ein erstes Emissionshaus ist. Herr Bernard hat nun das Prinzip, nur bereits bestehende Geschäfte von gutem Ruf zu gründen; ich will nur an das Schuhunternehmen von Raoul, fusionirt mit dem „Incroyable“ (die 3 Millionen Frcs. Aktien kamen zu 160 heraus), und das von Rueff in Lieferungen versandte medizinische Blatt erinnern. Alle diese Unternehmungen werden vom Aktionärpublikum begünstigt, weil das einflußreichste pariser Blatt, das Petit Journal, nur Gutes darüber schreibt. Man erzählt ganz offen, zwischen der Bank und der Zeitung werde der Gewinn einfach getheilt: die eine Hälfte der Bank, die andere dem Blatt.

Die große „Umwandlung“ des Zuckerraffineurs Say, der noch stärker als Vebaudy ist, erweist sich als eine Familiengründung; die Aktien bleiben in den Händen des Herrn Say, nur die vierprozentigen Obligationen — ebenfalls 30 Millionen — werden ausgegeben. Der Vortheil für die Aktien ist leicht zu erkennen; denn von nun an arbeiten 30 Millionen mit, die sich mit 4 Prozent begnügen. Freilich sind diese Obligationen gut hypothecirt und gelten als solide Kapitalanlagen. Bei uns, wo es nicht so viele Rentner giebt, schafft man Obligationen nur, wenn man Geld braucht, das besser fundirt sein soll (obgleich die Hypothecirung gewöhnlich fehlt), nicht aber, um die Aktien werthvoller zu machen. Gefährlich wäre die Gründung Says übrigens bei einer Fusion mit anderen Raffinerien geworden; aber die reichen Sucriers hüten sich, ihre „öffentliche Meinung“ daran zu erinnern, wie zärtlich sie schon jetzt vom Staat behandelt werden.



Notizbuch.

Die in der Provinz Hannover lebenden Fabrikanten und Händler erhoffen von der Vollendung des geplanten Rhein-Wefer-Elbe-Kanals geschäftliche Vorteile. Das ist begreiflich; und man muß wünschen, daß die Hoffnungen diesmal nicht so schlimm enttäuscht werden wie beim Nord-Ostsee-Kanal, dessen Ertrag weit unter den Berechnungsziffern geblieben ist. Immerhin sollte das Beispiel dieses „großen nationalen Werkes“, das mit hymnischen Jubelchören begrüßt wurde und von dem man nun schon lange nicht gern mehr spricht, zu nüchterner Vorsicht mahnen. Wenn die preussische Regierung ein Kanalprojekt für vortheilhaft hält, dann ist es einfach ihre Pflicht, dieses Projekt zu fördern, und irros Dankgestammel ist bei so winzigem Anlaß recht übel angebracht; die Kosten des Kanalbaues werden ja nicht vom König oder von seinen Ministern aufgebracht, sondern vom Lande, und die Behörden werden für die Arbeit, die sie dabei leisten, reichlich bezahlt. In Deutschland scheinen so ruhige Erwägungen nicht mehr möglich. Als der Kaiser neulich — nicht zum ersten Male — zu einer militärischen Feier nach Hannover kam, hatte die Stadtverwaltung sich verpflichtet gefühlt, für die prunkvolle Ausschmückung der Straßen und den übrigen Empfangsapparat große Summen zu bewilligen, und der Stadtdirektor Tramm konnte sich nicht entbrechen, in der pathetischen Rede, mit der er den Kaiser empfing, von der herrlichen „Entwicklung“ zu sprechen, die der Deutsche von heute froh staunend erlebe. Diese Rede hat der Kaiser mit den folgenden Worten erwidert: „Die Worte, welche Sie soeben gesprochen, sind der Kaiserin und mir zu Herzen gegangen. Ich glaube, ohne Uebertreibung sagen zu können, daß ich ein guter Richter sein kann über die Empfänge in den Städten, die ich zur Zeit des Lebens meines Großvaters und Vaters und auch seit der Zeit, daß ich regire, mitgemacht. Ich kann ohne Uebertreibung sagen, daß die Geschicklichkeit der Anordnung und der Geschmack der Ausrüstung in einer Weise sich hervorgethan haben, wie ich sie selten gesehen, daß die Stadt Hannover am heutigen Tage sich in einem Gewande gezeigt wie keine andere deutsche Stadt. Ich bin durchaus nicht davon überrascht; denn der deutsche Sinn, der Flug in die Ferne, das offene Auge für Alles, was die Zeit bewegt, das schnelle Erfassen der großen Gedanken und Aufgaben seitens der Stadt und der Provinz Hannover habe ich kennen gelernt. Die große, wichtige Kultur Aufgabe, die Sie soeben gestreift haben, wird, hoffe ich, von grundlegender, einschneidender Bedeutung für die Weiterentwicklung der Stadt Hannover sein. Daß wir so weit gekommen, das Projekt in diesem Jahre vorzulegen, danken wir vor Allem der guten Bethelligung der Stadt und Provinz Hannover. Ich hoffe, daß dieses Vorbild in Stadt und Provinz auch weitere Nachahmung finden möge. Ihnen aber spreche ich den Wunsch und die Bitte aus, daß Sie im Namen der Kaiserin und in meinem Namen der gesammten Bürgerschaft der Stadt unseren innigsten, herzlichsten Dank aussprechen für den herzlichsten, schönen Empfang. Bei dem Anblick von Tausenden von Kindern, Jungfrauen und Jünglingen schlägt Einem das Herz mit Freude. Man kann mit großer Hoffnung in die Zukunft blicken. In der Hoffnung, daß die Stadt Hannover sich wie bisher weiter entwickeln wird, leere ich diesen Pokal auf ihr Wohl.“ Die Frage, ob die Stadt Hannover reich genug ist, um sich den Luxus solcher Feste leisten zu können, und ob nicht viel-

leicht die kommunalen Mittel nützlicher anderen Aufgaben zuzuwenden wären, werden die steuerpflichtigen Bewohner dieser Musterempfangsstadt zu beantworten haben. In anderen Städten, namentlich in den armen Gemeinden des Ostens, ist in dem kargen Haushalt für Luxusausgaben kein Geld vorhanden. Das weiß der Kaiser und er wäre gewiß der Erste, den Worten Lagardes zuzustimmen: „Es müssen Wege gefunden werden, um den von irgend welchem großsprecherischen Eigennuß genasführten Philistern der Bürgerkollegien das Verbrechen abzugewöhnen, das Geld ihrer Mitbürger in Illuminationen zum Besten der Lichtzieher und Steindhändler (heute: der elektrischen Werke), in Statuen zum Besten der Bildhauer und Erzgießer, in Ausstellungen zum Besten der Bierwirthe zu vergeuden: mindestens die Stadtverordneten oder Bürgervorsteher müssen für allen Schnickschnack, zu dem sie das Geld Anderer bewilligen, verantwortlich gemacht werden.“

Seit gemeldet ward, für das Offiziercorps werde der Ertrag der Mäntel durch hellgraue Capes geplant, hat die tapfersten Krieger ein nervöses Zittern befallen. Die deutschen Offiziere haben in den letzten zehn Jahren manchen Kostümwechsel seufzend erlitten und fürchten nun neue Heimsuchung. Zuerst wurde den Infanterieoffizieren der Degen genommen und huldvoll dafür der Schlepssäbel verliehen; seitdem schleppt jeder Lieutenant vier Pfund mehr als früher mit sich herum und kann der Frage nachdenken, ob die alten Degen nicht unter dem alten Kaiser auf manchem Schlachtfeld ihre Schuldigkeit gethan haben. Die Sache wurde noch dadurch erschwert, daß plötzlich auf Kommando getraht werden sollte: die Kleinen, behenden Bersaglieri traben, — nun sollten auch die großen und schweren Leute des deutschen Heeres im Trab reiten. Manchem Hauptmann und Major rann der Schweiß in Strömen von der Stirn; einerlei: getraht mußte sein. Das dauerte freilich nicht lange; bald erinnerte man sich wieder der alten Weisheit, daß beim Avanciren im Trab die Treffsicherheit der Schützen leidet und daß es beim Retirciren nicht immer gut ist, wenn die „Kerls“ gar zu flink laufen können. Raun war dieses Kreuz beseitigt, da kamen die hellgrauen Mäntel, deren Einführung einen hübschen Posten Geld kostete. Heute stöhnen in allen Regimentern die Offiziere, eine unglücklichere Farbe sei nicht zu wählen gewesen, denn ein Fettsack von der Größe einer Linse genüge, um den nageleuten Mantel für den Dienst unmöglich zu machen. Und die Mäntel sollen doch stets tabellos sauber aussehen, — schon wegen der exotischen Gäste, die jetzt häufig auf Befehl des Kaisers auf dem Tempelhofer Felde erscheinen. Diese Ehrengäste, Kirgisen, Cowboys, Rigger und andere Kulturträger, wollen natürlich die Regimenter der Gardekavallerie traben und galoppiren sehen, das Vergnügen wurde ihnen auch reichlich gegönnt und es wäre furchtbar gewesen, wenn der Blick des braunen, gelben oder schwarzen Gefindels auf einem Mantel einen Fleck gefunden hätte. Dann kamen, zur Stärkung der Reichseinheit, die neuen Kokarden, die Vitewken, Schnüre, Abzeichen, Medaillen, andere Experimente wurden begonnen und beendet und nun drohen die hellgrauen Capes. Viele Offiziere meinen, es wäre besser, den Leuten die Kehle frei zu machen, damit sie ordentlich Luft schöpfen können, den Tornister von überflüssigem Ballast zu erleichtern und die Patronen praktischer und bequemer von dem einzelnen Mann tragen zu lassen. Auf die wunderlichen Capes würden die Truppenführer dann recht gern noch eine Weile verzichten.

In den Zeitungen las man in der letzten Augustwoche die folgenden Notizen: I. „Wie wir erfahren, beabsichtigen die am Fuß des Dörnberges gelegenen Gemeinden Bierenberg und Dörnberg, auf dem Plateau des Berges die Stelle, auf der die kaiserlichen Majestäten und Gefolge im Laufe der vorigen Woche ein Picnick abhielten, auf gemeinschaftliche Kosten durch einen Denkstein mit folgender Inschrift zu bezeichnen: ‚Stehe Wanderer und lese! Hier speissten Kaiser Wilhelm II. und Kaiserin Augusta Viktoria am neunzehnten August 1898 zu Abend.‘ Unter diesen Worten soll dann noch das Menu jener Mahlzeiten, um dessen Mittheilung das kaiserliche Hofmarschallamt angegangen werden soll, eingemeißelt werden.“ II. „Am Donnerstag hat sich der Kaiser auf Schloß Wilhelmshöhe in der Tropenuniform photographiren lassen, die er auf der Fahrt nach Jerusalem tragen wird. Zu der Tropenuniform ist ein leichter Stoff von hellbräunlicher Farbe verwandt. Der Rock ist bequem, etwas faltig, mit den Generalsabzeichen, Gardehaken und Kermelauffschlägen versehen. Die Hosen sind eng anliegend mit breiten rothen Längsstreifen an der Außennaht. Sie stecken in hohen Stiefeln von gelbbraunem Leder. Auch die Säbelscheide besteht aus braunem Leder. Der Tropenhelm trägt vorn den preussischen Adler. Es wurden etwa vierzig Aufnahmen in verschiedenen Stellungen gemacht: der Kaiser allein zu Fuß und zu Pferde, der Kaiser mit dem General von Plessen, dem Ober-Stallmeister Grafen Wedel und dem Generaladjutanten von Scholl, diese Herren ebenfalls in Tropenuniform; zuletzt der Kaiser allein in englischer Uniform. Die Kaiserin mit den beiden jüngsten Kindern, dem Prinzen Joachim und der Prinzessin Viktoria Luise, war als Zuschauerin anwesend und machte selbst mittels einer kleinen Handkamera verschiedene Aufnahmen. Der Kaiser war sehr guter Laune und äußerte zu den Photographen, als er die vorsorglich in größerer Zahl mitgenommenen, in einer Reihe aufgestellten Apparate bemerkte: ‚Aha, à tempo!‘ und zum Schluß: ‚Ist nun genug?‘ Er lachte, als die Photographen die günstige Gelegenheit benutzten und schnell noch vier bis fünf Aufnahmen machten.“ Tropdem werden die Pächter der guten Besinnung natürlich sagen, für byzantinische Regungen sei im Reich der Germanen kein Raum.

Im Thiergarten färben die Blätter sich bräunlich, die Borschenbesucher kehren, selig über die neueste, Heil kündende Wendung des Dreifußstandbals, vom Meer und aus den Bergen zurück und in den berliner Theatern sind schon ein paar Stücke durchgefallen. Berlin ist wieder zu Hause. Nur über den Häusern, die in der Wilhelmstraße die Nummern 76 und 77 tragen, lagert noch tiefe Sommerstille. Zwar scheint dem schlichten Menschenverstande der berühmte „politische Himmel“ von bedrohlichem Gewölk nicht frei, zwar würden wir, wenn die inspirirten Theatredakteure schon von ihrem Urlaub heimgekehrt wären, täglich lesen, der Weltfriede „schwankt auf eines Messers Schneide“, — thut nichts: der Kanzler ist verreist, diesmal nicht nach Rußland, und der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes hat auf Oesterreichs schönen Bergen wieder Erholung gesucht. Es geht auch so. Immerhin wars eine Beruhigung, als man neulich las, Herr Pinnow, der trinkfeste Kammerdiener des ersten Reichskanzlers, habe im Auswärtigen Amt eine Anstellung gefunden. Wahrscheinlich soll er der deutschen Politik künftig die Richtung weisen. Wenn Bismarcks Kammerdiener den Kurs bestimmt, kann das liebe Vaterland ruhig sein.